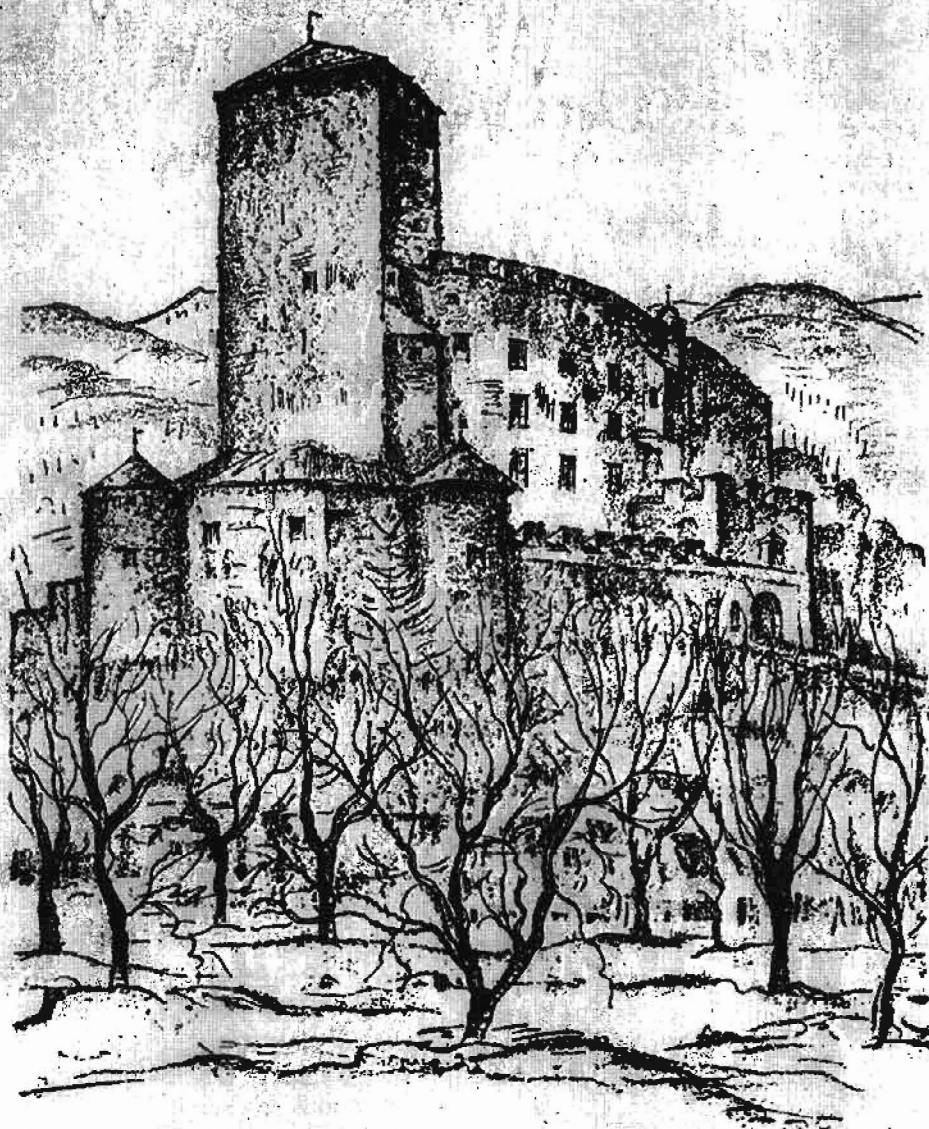


1926

Öfticoles Heimatblätter



3. Jahrgang 1926.

März Folge 3.

Redaktion: Dr. Ernst Binkler, Wien, Osttirol, Postfach 22. Alle redaktionellen Beiträge und Anfragen wollen dorthin gerichtet werden.

Verwaltung: Alle geschäftlichen Zuschriften und Sendungen, wie Neubestellungen, Adressänderungen und Geldsendungen bitten wir zu senden an die Verwaltung der „Wiener Nachrichten“, Wien, Postfach 22.

Bezugspreise: Jahresabonnement (12 Nummern) einschließlich Postzulassung und Verpackung, jedoch ohne „Wiener Nachrichten“ 6 Schilling, mit denselben 7 Schilling 20 Groschen. Für das Ausland die doppelte Gebühr. Einzelnummer 40 Groschen. Zur Beachtung. In Osttirol können die „Osttiroler Heimatblätter“ nur mit den „Wiener Nachrichten“ bezogen werden. Anzeigen haben in den „Osttiroler Heimatblättern“ Erfolg.

Beiger: Unsere Heimatblätter. (Redaktionswechsel, Milbauen).

Von Feuer und Licht. Von E. Angerer.

Die Kirchen Osttirols im Jahre 1614. Von Dr. Franz Martin, Salzburg.

Auras. Geschichte eines alten Pfleggerichtes und einer alten Pfarre. (Schluß). Von Rud. R. Malster, Auras.

Der letzte Einflücker von Matrei i. O. Von R. R.

Zwei Deferegger Dokumente aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts. Von P. Bagler, Prof. i. R.

Tracht und Mode im Hinterberg. Von Johann Ingruber.

Unser neues Umschlagbild. Schloss Bruck. Vor vielen vergangenen Jahren lebte in den mächtigen Mauern herrliches Tun und frauliche Goldseligkeit. Die Grafen von Görz und Tirol hielten hier weltgebietenden Hof. Sie bauten Kirchen und Klöster, riefen Ritter und Edelleute in's Land, gaben der Stadt unten ein ertragreiches Marktrecht, ließen in Stollen und Schächten nach Erbschätzen graben, schirmten und hüteten Recht und Frieden des Landes. Jeder Segen der Heimat kam einst aus dem Schloß. Damit wir das alles nicht ganz vergessen, hat uns Ligg es das Bild gezeichnet. So wie auf alten Stichen sich Strichlein um Strichlein zum Ganzen fügt, hat der Künstler Turm und Gemäuer vor uns aufgebaut. Die alte Grafenburg an der Iselbrücke in der Mitte und Osttirols Wald- und Bergheimat ringsum.

Tiroler Bauern-Sparkasse, Zahlstelle Wien,

(Bauernheim)

ist pupillarsicher wie alle anderen Sparkassen und daher für alle Einlagen, insbesondere zur Veranlagung von Mündel-Geldern und Kauttionen bestens geeignet. Sie besorgt auch alle sonstigen Sparkassen-Geschäfte.

Tiroler Genossenschafts-Verband reg. G. m. b. H. Innsbruck Niederlassung Wien, (Bauernheim)

übernimmt von jedermann Einlagen auf Spatbücher und in laufender Rechnung zur bestmöglichen Verzinsung (bei gebundenen Einlagen je nach Größe und Erlagsdauer besondere Höhe), besorgt die Einlösung von Zinsscheinen (Kupons) und verlosenen Wertpapieren, die Einziehung (Inkasso) von Wechseln, Schecks, Anweisungen u. dgl.

Überprüft verlosbare Werte nach den Zeichnungen, kauft und verkauft ausländisches Papier- und Hart-Geld, sowie in- und ausländische Wertpapiere, besorgt Erneuerungsscheine und neue Zinsscheinebogen.

Übernimmt Wertpapiere, Dokumente, Schmuck und sonstige Wertgegenstände in Verwahrung und Verwaltung. Vermietet Schrankfächer in Stahlpanzerkassen gegen mäßige Gebühren.

Die Agrarbank für die Alpenländer

unterhält in Wien (Bauernheim) eine Zahlstelle, welche sämtliche Bankgeschäfte besorgt.

Osttiroler Heimatblätter

Beilage der „Wiener Nachrichten“. Monatschrift für Heimatkunde in Osttirol.

3. Jahrgang.

1. März 1926

Heft 3.

Unsere Heimatblätter.

Redaktionswechsel. Am Ostern 1924 lagen den „Wiener Nachrichten“ zum erstenmal die „Osttiroler Heimatblätter“ bei. Freudig und doch mit Sorge begrüßte man die ersten Nummern: Schön wäre der Gedanke, wird er für die Dauer durchführbar sein? Wird die kleine Gde Osttirol eigene Heimatblätter halten können neben Nordtirol und Südtirol, den weite(n) und reicheren Gebieten? Wird es gelingen, Bevölkerung und Heimatland zu vereinigen, gegenseitigen Geben und Nehmen zu vereinigen? Ach meine, diese Gedanken haben den Herausgebern noch viele(n) sorgende Stunden bereitet als uns „Zuschauern“. Indes gingen die Heimatblätter Monat für Monat ihren Weg und es war doch ein Weg nach aufwärts von den bescheidenen vier Seiten der Nummer 1 bis zu den zwei- und dreißig Seiten des Krippenheftes.

Nach zweijähriger Führung durch alle Anfangsschwierigkeiten hat nun Dr. Richard Schneider die Schriftleitung an Dr. Ernst Winkler abgetreten; doch sind wir der frohen Ueberzeugung, daß Dr. Schneider sich noch weiter für die osttirolische Heimatforschung getreulich einsetzen wird. Rückschauend auf die zwei Jahre können wir wohl nichts einfacheres sagen als: was geschehen konnte, ist geschehen. Und darum erfüllen wir eine Pflicht, wenn wir dem Begründer unserer Heimatblätter an dieser Stelle herzlich danken; danken im Namen aller, die sich an den Heimatblättern freuen und — auch im Namen derer, die erst in den nächsten zwanzig Jahren einsetzen werden, was diese Gründung für Osttirol bedeutete.

Mitbauen. Seit zwei Jahren baut nun eine kleine, eifrige Schar am Bilde unserer kleinen, schönen Heimat, am Bilde, das sie heute bietet, am Bilde, das sie einmal bot, an den Zusammenhängen zwischen beiden. Aber das Schönste muß erst noch werden: das Schönste wäre die Zusammenarbeit vieler, die Mitharbeit ganz aus dem Volke. Wirklich ihr Ziel erreichen werden die Heimatblätter erst, sobald in jedem Dorfe ein paar Alte und Junge mittun, nicht in schwungvollen Aufsätzen, aber in knappen Berichten. Das „Wie“ ist Nebenfrage dafür haben wir einen Schriftleiter;

er wird „dem Hackl schon einen Stiel machen.“ Nicht jeder weiß sich mit alten „Gschritten“ zu helfen; aber „Schwaglleidn“ und „unser Nahndl ja, im verzählt . . .“ solche Sachen sind jedem leicht. Und all das sind Strichlein zum Bilde der Heimat. Wie man's machen kann, zeigt z. B. der Belegteil „Volkskundliches“ aus der Welt über Alpe. Denn wir von jedem osttirolischen Orte erzählen, was wir jetzt von Alpeas über Hausbau und Einrichtung, Erwerbsleben und Brauchtum wissen, wela(i) übersichtliche Sagen gäbe es im ganzen! Aber wenn jeder Lehrer von seinen Schülern jährliche Stummen des österrischen Gutes aufschreiben ließe, etwa mit Angaben über Größe, Lage, Ertrag usw., oder die heimischen Namen aller bekannten Pflanzen, der „Reichsgeszn“ wie der „Kestensch“ oder die Hausnamen je nach Gruppen, erklärbar durch Lage, Beschäftigung u. dgl., oder nicht erklärbar, — welche Materialfälle könnte ab eine große Mühe, ja zur lebhaften Freude der Kinder beschafft werden „Solche Schatzklegen umg- und aufgehoben.“ Heißt sie heben und bant mit am Bilde der Heimat!

Von Feuer und Licht.

E. Angerer.

Unsere Vorfahren hatten es leicht, ihre Nerven in Ordnung zu halten. Die Jagd des modernen Verkehrs tat ihnen nichts — in der Zeit, die wir heute zwischen London und Innsbruck brauchen, grasteiten sie ein gemüthliches Stübli ins Pustertal hinauf — und die Nacht zum Tage machen, mochten sie auch nicht, denn die Schmalzlampe rauchte und die Aufschlittkerze rann. Und so ließen sie sich von der Mondlaterne zeitlich über die Stiege hinauf und ins Bett gelocken, das mit wirchenen Leilichern, reistenen Ziechen und engschweren Unter und Ueberbetten die Hälfte der Kammer füllte. Dafür ließen sie sich nicht von der Sonne wecken, sondern von „Hergehn“ des Tages und gingen damit treulich auf die Pläne des alten Himmelvaters ein, der schon seit lange seinen Menschenkindern den Tag zum Schaffen und die Nacht zum Schlafen hergerichtet hatte. So blieb's durchs finstere Mittelalter und noch durch vier finstere Jahrhunderte der Neuzeit.

Dann aber hatten es die Menschenkinder berauben und hingen ihre Patentfönnechen und -sternchen in die Stuben und über die Straken und richteten sich dafür des Himmelvaters Morgensterne zur friedlichen Nachtlampe ein. Und die Geschichte von den Menschen, die beim Sternelaufe schlafen, erzählten sie ihren staunenden Kindern als Märchen aus der guten alten Zeit.

Das war zuerst in den großen Städten so. Dann ging die allgemeine Helligkeit weiter durch Städte, Markt und Dorf und nun leuchtet schon der letzte Einschluchthof sternstimmerig aus der Winternacht. In der Kumpelkammer aber leuchten die alten Lampen und Laternen, die Tögl und Tschirfen und träumen staubige, schwermütige Träume von Ueberflüssig- und Vergessenheit. Ueberflüssig und vergessen — wo man einst so wichtig war; so wichtig wie die Tschirfe in der großen, dunklen Küche! Keine feinstämmige, römische Schale war's, sondern ein plumper irdener oder eiserner Hafen, über die halbe Höhe mit gelbem Schmalz gefüllt. Für den Docht hatte die Bäuerin reißene Fäden aus den Resten einer alten Pfoal zum Zopf geflochten; in anderen Häusern schnitt man alle Leinenstrümpfe in Streifen und drehte einen kleinfingerdicken „Druß“ daraus; einen gar leistungsfähigen „Lauch“ soll's gegeben haben, zu dem allerdings auch ein leistungsfähiger Schmalzkübel von Wien war. An einer „Reihale“ (wagrecht im Kreise drehbare Eisenstange) war die Lichterle befestigt und spendete so Rauch wie Licht, das erste noch freigeblige.

Im „Küchete“ der kleinen Leute begutigte man sich mit dem Veltstülein, das klein war wie „Zunimendkäfer“ und im eisernen, hochgestellten Tiegel mit selbstgepreßtem Leinöl gespeist wurde. Der „Eßig“ gabs allerlei Formen: das offene Glasgefäß mit dem in einer Rinne liegenden Docht oder mit dem „Schwimmer“; das kugelförmige, in einen Holz- oder Metallfuß eingepaßte Glasgefäß mit flaschenhalsähnlicher Öffnung, die ein Holz- oder Werkstück mit durchgestecktem Docht verschloß; das niedrig zylindrische Blechgefäß, das neben dem Ölbehälter auch noch Herberge für Feuerzeug und Ruckschere bot; endlich noch die oberwähnte, leuchterartige Form, die den eigentlichen Tiegel auf hohem, schlankem Eisenfuß trug.

Die leichten Veltstümmchen der Tiegel hielten auch dem leisesten Lufthauche nicht stand; man mußte sich daher nach windgeschützten Lichtern umsehen, wenn man „auf die Weite“ ging, und baute die Tiegel in die Laternen ein. Auch diese „Lutere“ war wieder recht verschiedenartig: starkes, gelbtes Papier als Wandbekleidung, oder Pergament oder Bretchen; in all diesen Fällen nach einer Seite offen; oder ein Blechzylinder mit einem gläsernen Drittel, oder Blechfuß mit eingefestem Trinkglas und aufgesetztem blechernem Regal, der zwecks Luftzutritt durchgeschlagene Löcher trug; oder endlich die noch heute gebräuchliche Form mit den vier Glascheiben, die Spangen aber vielfach aus Holz. — „Leigel“, sagte der Hansl, „hat dō Rieb-

dirn a fauber gepuzte Lutere, um dō mueß i mir schaun, dō hat 's Aufstramente!“ Er kam aber, ob rechtzeitig oder zu spät, sagt die Chronik nicht, darauf, daß die Riebdirn alle vier Scheiben herausgenommen hatte, weil ihr das Putzen zu mühselig war.

Statt des Veltstümmels steckte in der Laterne vielfach die Kerze. Auch auf dem Leuchter in Küche, Stube und Kammer stand sie; nicht die echte Kerze aus Bienenwachs, das, „in kupferne Kessel eingetragen, geschmolzt, geläutert, gegossen, gekraut, ausgefaßt, gespritzt, gereinigt, an der Sonne gebleicht“, die Räume des bürgerlichen Hauses, auch des Pienzer Bürgerhauses, mit ruhigem, schönem Lichte und feinem Dufte füllte, sondern die graue, unansehnliche „Insletkerze“, selbstgefertigt, wie schier alles im Hause. In der Stadt bekam man sie allerdings zu kaufen; aber erstens mußte man die Kreuzer hüten — „Geld hat einen halben Schwefel“ — und zweitens, man konnte in der Stadt für's gute Geld able Ware einhandeln: „Daß Jakob seinem alten Vater, dem Isaak, ein Geheißnis gewesen. Daß aber die Kerzenzieher ein rinnendes Schafstet für ein Rinderisch zu den Kerzen nehmen, ist ein Betrug; daher geschieht, daß derlei Kerzen so stark abrinnen, daß ein Fäher an den andern schlägt und gleichsam beweinert, daß solche Leut nit gehenkt werden“, sagt Abraham a Santa Clara; er wird's wohl aus Erfahrung sagen.

So machten die Leute ihre Kerzen selber und machten sie aus „Rinderisch“. In einen Kübel mit kochendem Wasser wurde der geschmolzene Talg geschüttet, eine so dicke Schicht, als die Kerzen lang werden sollten. Die aus Baumwoll- oder Leinwand gedrehten oder geflochtenen Dachte wurden mit Drahtbüchchen in gleichmäßigen Abständen an einem Holzstabe oder Brettchen befestigt und man tauchte sie nur ein übers anderemal in die heiße Masse, ließ abtropfen, ein wenig erstarren, tauchte wieder ein, bis die gewünschte Dicke erreicht war. „Du laßt Kerzentunker“, sagte man daher zu einem, der sitzend einnickte. Das Heben und Senken mußte schön langsam, schön senkrecht, schön ruhig gemacht werden, wenn man schön runde Kerzen wollte. Durch das Abrinnen vor dem Erstarren wurden sie aber immer etwas kegelförmig. Um das „Stolen“ der Masse zu verhindern, schüttete man heißes Wasser nach. In größeren Wirtschaften benutzte man den „Kerzenmodell“, zwei zusammenschraubbare Bretter, die innen blechverkleidete, sich gegenseitig zum Kerzenzylinder ergänzende Rinnen trugen. Drahtschleifen oben und unten, um die Dachte in der Mitte zu halten, ergänzten die einfache, aber recht zweckmäßige Vorrichtung, die in einzelnen Häusern noch in Gebrauch steht und zumal in der Nachkriegszeit wieder zu Ehren kam. Größere Formen boten Raum für zwei Kerzenreihen.

Die Kerze, auch die unscheinbare Unschiltkerze, war ein geschätztes, gesuchtes Licht, so schier ein

Sonntagslicht. Und so in der Spinnstube Kerzen brannten, da war lebhaftes Zuwandern arbeits- und plauderfreudiger Jungweib. So eilig hatten es die Jünglein -- die Mädchen gewiß auch --, daß man mit Nadeln an der Kerze abstecken mußte, bis wie weit die eine, bis wie weit die andere erzählten dürfte, damit alle dran kämen. Da war's wohl Höflichkeitspflicht einer taktvollen Kerze, so langsam wie nur lunkelig herunterzubrennen.

Schmalz, Leinöl und Jaslet, das lieferte der eigene Boden in eigener Arbeit. Indes gab es auch „gekauft“ Licht, das war das Baumöllicht. Aber mit all dem mußte man sparen. Manil man aber im ländlichen Haushalt der alten Zeit nicht allzu sparsam umzugehen brauchte, das war das Holz. Und so empfahl sich dies wegen seiner verhältnismäßigen Billigkeit ganz von selbst als Beleuchtungsstoff. So brannten denn an den langen Winterabenden die leichten, dünnen „Krausen“ auf der Steinplatte des Herdes. Sie gaben helloderndes Feuer und wenig Rauch, brannten aber so rasch nieder, daß eins der Hausleute, meist ein Kind, beständig dran sein mußte, neu zuzulegen. Indes die arthern den hohen, flackernden Schein fürs Spinnen und Stricken und Nähen und Basteln nützten.

In der Stubenwand war ein Loch ausgemauert und mitunter nicht einmal gemauert, sondern bloß in Spalten mit ein wenig Blech notdürftig gesichert. Das war die „Königle“, bei Tag durch einen Holzschieber verschlossen. Darin brannte man sorgsam zugedichtete kleine Scheitlein aus dem trockensten, wendelstirn feinsten Holz um bei nicht zu großer Rauchentwicklung doch möglichst viel Leuchtkraft zu gewinnen. Wieder da ein Kind, oder auch wohl die alte Mahndl die Hütlein der „geselligen“ Feuert.

Eine besondere Bedeutung war das fast bis zur Hälfte oft kurz getränkte Wurzelholz der Föhre, bei Bedarf bei größerem Verbrauch auch wohl durch hartes Föhrenholz vom Stamme ersetzt. Man klopfte in kleinen Scheitlein -- die Bündelchen davon verkauften ohne Maudln zu einem bis drei Kreuzern -- und diese Bündchen brannte man auf eigenen Steinplatten, die oben eine vierreihige Feuerplatte trugen. Man klopfte ihn noch häufiger zu Spähnen, die außer Danks zu unentbehrlichen Nothelfern im Dunkel wurden. Kienspahnlicht war hell und groß, aber es rauchte stark und das verbrennende Wecht tat der Zimmerluft übel.

Es rauchte brannte der gewöhnliche Fichtenpahn, aber er brannte auch rasch zu Ende. Es war fast ein Vergnügen ihn aus den glatten, weißen Scheiten zu spalten, so dünn, daß er sich überdies und ihrer viele sich zu einem Strauße krawlen, der den Namen „Wischele“ trug. So brauchte man ihn zum Feuermachen, etwas dicker im Futterhaus, noch dicker und zu Bündeln vereint auf dem Kirchwege. Freilich hinderte er bei der Arbeit im Stadel, weil man immer nur eine Hand frei hatte, und so steckte man ihn bald in diese, bald in jene „Lunze“ der Holzwand, manchmal, in unbegreiflicher Sorglosigkeit

gar in den Futterstock und der landesübliche Feuerpatron Sankt Florian dürfte am Throne Gottes viel zu tun gehabt haben, um den drohenden Schäden zu wehren. Der Spahn zwischen den Böden, der Spahn auf dem Hute des Meggers, der Spahn im Stiefel, das waren so augenblickliche Nothelfer; keinem fiel es ein, etwas besonderes daran zu finden, so wie unsere Hirtenbuben aus den Hochtälern die Steige ihrer Gaiseln wandern, daß es den Zuschauer zittern macht.

Zu längerer Arbeit außer Haus, zum weiten Kirchgang und zur nächtlichen Suche verlorter Herdentiere leuchtete die Buchel, das oberwähnte Bündel gespaltenen Fichten- oder Föhrenholzes. Wie oftmal ist sie besungen worden, die Wallfahrt der Berglandshirten durch die Stille, die Größe, die Weihe der Nacht, diese Wallfahrt über funkelnden Schnee unter funkelnden Sternen im zuckenden Flammen- und Schattenspiel der Fackel! Darf man weit noch davon singen? Heut erst recht; und wie hoffen, daß unsern Nachfahren irgend einmal all das Schöne und Starke tirolischen Stabenslebens wieder so geliteseligen werde wie unsern Vorfahren.

Es hatte aber die Kienspahnpoesie, wie gelitete sich, auch eine recht reale Schattenseite, und die war der Polizei (im Heftal fast täglich). Der polte unachtsamlich jeder beim Fragen, der mit seiner Lunkelkreuzende Buchel zu weit zum den Holzgeraden der engen Gäßlein grübelte. Und dann wurde der Mittelalter „ingelacht“. Aufgebacht wurde auch der Bunder meiner alten Vaterstadt, der sich, der nach den hauseigenen Krappen so umher „gikrahel“ hatte. „Diel Logel gidenken's Amen! und tel u föllt ißk: Pfarstuppel!“ ja, so, heut, nach fast drei- und vierzig Jahren noch voll Wachen gegen den Arm des Gesetzes. So fürstetlich schaltete aber dieser Arm des Gesetzes nur in den drei Kulturzentren Osttirols: Lienz, Sillian, Matrei. In den Dörfern und auf der „Dauze“ (eingeschnitten, Höfe) hatte man von derlei Vorkehrungen nicht viel Kenntnis und niemand war da, um deren Durchführung ernstlich zu übersehen, die häufigen Brände nicht einmal machten durch Schaden klug. Wenigste Holzgerne -- Rauchfänge wurden erst im kurzen Jahrzehnten ersetzt, wie viele Stämme waren ganz arglos in die Wand des Rauchfangs eingebaut. Man muß bei all diesen Mißständen eigentlich im Einzelfall recht sorgfältig achtgegeben haben, sonst wären Dorfbrände wohl Tagesordnung gewesen.

Des Herdfeuers treue Hüterin war die Hausmutter. Den alten „offenen“ Herd, gemauert und mit Steinplatten belegt, in zwei bis vierfachen Größe des Sparherdes kennen wohl alle Leser aus eigener Anschauung, denn ihrer ein paar stehen noch in den meisten Dörfern und in den Almhütten bilden sie mancherorts die Regel, nicht die Ausnahme. Meist ist er in die Ecke oder wenigstens mit einer Seite an die Wand gerückt, manchmal steht er auch frei. Wie vielerlei findet auf, um und über ihm Platz! Da brodeln der schmiedeeisernen

Berstenhasen, dick, fast kugelförmig, mit drei schrägen Beinen breitspurig hingestellt, daneben dampft allerlei Gekräute fürs Vieh, dahinter und daneben noch ein paar Löpfe und Nöpfe. Ich rate dir nicht, zu fragen: „Was ist denn drin?“ Du könntest zur Antwort bekommen: „Fratzschpiefarfen, mit Fillerwiz eingebrennt!“ Ueber dein Feuer „pfapfezt“ in mächtiger Pflanze das Mus und, einstweil zur Selte gedreht, hängt an der Kette der Kessel für Schoten oder Räs von der Decke nieder. Drüben in der Asche lehnen noch etliche Dreifüße, primitive und zierlich geschmiedete. Und noch weiter dahinten gekerkert und kreischet es aus der Erde. Da ist das Standquartier der Hennen für Winterszeit und auf der Hennensteige sitzen die Kinder und trocknen und wärmen sich nach den nachkalten Hüttestunden und schnitzen Spähne und schälen Kartoffeln. Und hoch droben, in der glänzend schwarzen, schlackigen Füllsternis nebelt der Rauch um braune Speckseiten und Henkel (Gefelstes).

Seitwärts auf der Herdfläche ist ein viereckiges Loch. Heute wirft die Bäuerin die Eierschalen da hinein, weiß jaft da ist, das Loch. Erst aber war's so wichtig, wie der Herd selber. Es barg nach dem Abfeuern die Blutreste unter Aschenschicht und eiserner Platte bis zum nächsten Anschüren. Und es war sehr übel, wenn die Blut erloschen und der Vater gerade, das Feuerzeug im Sacke, auf den Markt gegangen war und man nun eine Viertelstunde weit zum Nachbar gehen mußte, um dort Feuer zu erbitten und es im Topfe heimzutragen.

Das Feuerzeug mit Schlagstein, Feuerstein und Zunder haben die Raucher noch weit in die Zündhölzchenzeit hinein benützt. Unsere ganz jungen Leser lernen Geschichten von Quarz und Stahl und Funkenfangen mit trockenem Schwamm bei den Härtegraden der Minerale und den Kulturzuständen der Urvölker. Viele aber dürfte es geben, die die zierlich gerollten Strohspähne, die Schwefelspäne und Schwefelschnüre, diese Mittelchen, um aus dem Funken rasch Flamme zu bekommen, nicht mehr gekannt haben. Das „Wachs“, ein vielleicht meterlanges, ganz dünnes, gerolltes Kerzengehört als nächstes Glied in diese Reihe, es gab ein dauerhafteres Klämmchen als der kurzledige Spahn. Schwefelhölzchen und Schnüre fertigte man sich selbst durch Eintauchen in eine Mischung von Schwefel und Wachs. Die Schnüre wurden zwischen zwei in der Mitte aneinandergeheftete Lederflecken aufgerollt.

In Jahrhunderten hatten sich diese mühseligen und doch geruchlosen Zustände kaum verschoben; mußten wir nicht eigentlich sagen in Jahrtausenden, da die Bewohner unseres Laskessels zur Zeit des illyrischen Königums doch eigentlich Lampen vom selben Prinzip benützten, wie zur Zeit des römischen Kathertums? Dann aber gieng fast sprunghaft über Zündhölzchen, fabriksmäßige, billige Kerzen, Petroleum, Breitdochtlampen mit Zylinder, Rundbrenner, Gaslicht, der großen Helle des zwanzigsten Jahrhunderts, dem „Elektrischen“ entgegen.

1909 installierte Pienz; in den letzten fünfundsiebenzig Jahren haben sich nahezu alle Gemeinden

die heut kaum noch entbehrliche Lichtquelle der Elektrizität besorgt. Das Jahrhundert zu drei Generationen gerechnet, wieviele Menschenalter währte doch die Herrschaft der Wachs-, Fett- und Holzbeleuchtung, gegenüber den kaum zweien seit 1865, in denen die Petroleumlampe die Brücke vom Kienspahn zur Glühbirne schlug!

• • •

Die Kirchen Osttirols im Jahre 1614.

Von Dr. Franz Maria Salzbura.

Lieber Auftrag des Erzbischofs Marx Sittich Grafen Hohenems von Fechtung und im Einvernehmen mit den Landesfürsten von Kärnten und Tirol (auch wie im Erzstifte Fechtung selbst, auch in Osttirol und Oberkärnten¹⁾) im Jahre 1614 eine Visitation statt, über die ein ausführliches Protokoll im fürsterzbischöflichen Konsistorialarchiv in Salzburg erliegt. Visitatoren waren Johann Birschl und Johann Franz Gentilotti, beider Rechte Doktoren, salzb. geistliche Räte und Konsistorialassessoren. Wir geben die wichtigeren Punkte im Auszuge.

1. Dominikanerinnenkloster in Pienz. Die Verhältnisse sind traurig, weil im Jahre zuvor Kirche und Kloster abgebrannt sind und nur allmählich der Wiederaufbau vor sich gehen kann, da die Einkünfte gering sind. Die Kirche ist klein und mehr als Kapelle zu bezeichnen. Das rechts vom (einzigem) Altar an der Mauer angebrachte Sakramentshäuschen ist zu entfernen und anstatt dessen ein Tabernakel aus Holz auf den Altar zu setzen. Patrozinium ist H. L. Fran. Die Einnahmen betragen 394 fl., die Ausgaben 371 fl. Da das Kloster aus demut sich keinen eigenen Priester halten kann, ließ ihnen gegen jährlich 20 fl. ein Karmeliter Sonntag und Feiertags die hl. Messe. Seit dem Brande haben die Nonnen im inkorporierten Kloster St. Katharina zu Innichen ein Asyl. So wird vorgeschlagen, das letztere ganz aufzulassen, die Güter zu verkaufen, und mit dem Erlös das Pienzer Kloster aufzubauen. 2)

2. Pfarrikirche St. Andreas in Pienz. Hat 11 Altäre. 1. Hochaltar St. Andreas; 2. in der Mitte der Kirche der Kreuzaltar, dessen Besetzung angeordnet wird, da er ein Hindernis ist; 3. rechts H. L. Fran; 4. Katharina, bei dem das Benefizium oder die Kapelle der Görzer Grafen vom Schlosse Bruck ist; 5. Margaretha; 6. Sebastian und Fabian; 7. Martin; 8. Maria Magdalena; 9. auf der Em-

¹⁾ Oberkärnten und Osttirol, genauer die beiden Dekanate W. Matret und Pienz (ohne Unras) bildeten das zur Erzdiözese Salzburg gehörende Archidiakonat Oberkärnten (superioris Carinthiae), seit 1886 Archid. Gmünd genannt; an dessen Spitze der Archidiakon oder Erzprieester stand, als Vermittler zwischen den kirchl. Zentralbehörden und den diesseits der Tauern gelegenen salzb. Seelsorgsprengeln. Der Erzprieester war gleichsam auch ein Oberdekan über den ganzen Sprengel, er bezog Kuralkapitel nach Gmünd ein und hielt selbst Visitationen ab.

²⁾ Der Vorschlag wurde erst 1634 realisiert, als das Kloster in Innichen aufgelassen wurde (Stahbauer 1. 484 85).

pore (in portica), zwar mit einer steinernen Mensa, doch könne sich niemand erinnern, daß jemals darauf geschrieben worden wäre; 10. ebendort U. L. Frau, mit einem ungehörigen (indecens) Bild; 11. Sigmund. Der auf der Empore aufbewahrte Wagen mit dem Palmesol soll anderswo untergebracht werden. Aus dem Friedhof sind die Bäume zu entfernen. Die unterirdische Kapelle mit einem Altar zu Ehren Aller Heiligen, wo Totengebeine aufbewahrt werden, ist, damit die Tiere nicht dazukommen, mit einer Tür abzuschließen. Es sind 14 Reliefs und eine schöne Monstranz vorhanden. Bruderschaften: Bäcker und Müller; an der Dominikanerinnenkirche Schuster und Lederer (St. Erhard), Weißgerber, Weber (St. Augustin).

Sechspröpste sind Rupert Brucker und Georg Schöning, Schulmeister seit 18 Jahren Abraham Nagels, der seine Bezüge vom Chordienst hat. Pfarrer Leonhard Heugler, Sohn des Johann Henzler, Bürger und Soldaten in Schwaz, ehemaliger Seifri, studierte 1604-1606 in Ingolstadt, seit 1606 Pfarrer. Kooperator ist Thomas Bucher von Drißach, 50 Jahre alt.

3. Filialkirche St. Johann Bapt. und Evangelium in der Mitte der Stadt. Sehr schön mit 4 Altären: 1. Patrone, 2. Erhard, 3. Anna, 4. auf der Empore, Bild ging beim Brande zugrunde. 3) 4. Spitalkirche zum hl. Geist vor der Stadt. 3 Altäre: 1. hl. Geist, 2. rechts Leonhard, 3. U. L. Frau und Elisabeth. Das Tabernakel in der rechten Wand ist wegen der Ueberschwemmung leer. Statt des Paltensaumes um den Friedhof soll eine Mauer gebaut werden. Das Spital hat durch den Brand großen Schaden gelitten.

5. St. Michael außer der Stadt (Kindermarkt). 4 Altäre: 1. Patron, 2. U. L. Frau und Ursula, 3. Dreifaltigkeit, 4. auf der Empore Pankratius.

6. St. Nikolaus in Thurn. Ein Altar.

7. St. Helena am Helenenberge (Oberlieuz). Zwei Altäre, davon der letztere nicht konsekriert.

8. St. Ulrich in Ainet (Aind). Ein Altar.

9. St. Paul in Schlaiten (Schlatten). Ein Altar. Das steinerne Sakramentskränzchen an der rechten Wand ist voll Staub und Spinnweben.

10. St. Johann Bapt. in Wald. Ein Altar. Sakramentshäuschen rechts. Die bekleideten Statuen sollen entkleidet werden. Der Friedhof ist von den Bäumen zu säubern. Im Beinhaus ist ein religiöses Bild anzubringen.

11. St. Georgen in Oberdrum. Drei Altäre, wovon der zweite nicht geweiht.

²⁾ Gemeint ist der Brand von 1609. Die Johanneskirche wird 1208 zum erstenmale erwähnt, 1365 stiftete Elisabeth Saumer eine tägliche Messe und jetzher dient die Kirche jagensagen als Hilfspfarckirche, bis sie in den Zeiten Kaiser Josef II in diesem Amte durch die Kirche des aufgehobenen Karmeliterklosters (das, wohl weil es egyptisch war, 1616 nicht visitiert wurde), die heutige Franziskanerkirche abgelöst wurde, 1798 brannte die Johanneskirche völlig nieder und wurde nicht mehr aufgebaut; nur der Name Johannesplatz erinnert noch an sie und den Ort, wo sie einst stand.

12. U. L. Frau in Oberlieuz. 4 Altäre: 1. Maria, 2. Petrus (rechts), 3. Maria (links), 4. auf der Empore, nicht konsekriert. Friedhofkapelle mit einem Altar.

13. Leprosenhaus. 4) Baufällig, wird nur von einem Mann und zwei Weibern bewohnt.

14. Kapelle U. L. Frau in Liebburg. 5) Sehr schön, es geht nichts ab als die Dotation, die die Herren von Wolkenstein binnen 4 Monaten auswerfen sollen.

15. Kapelle in Schloßbruck. 6) 2 Altäre, unten St. Elisabeth, oben U. L. Frau. Da die Kapelle zu finster ist, soll das Fenster hinter dem Altar erweitert werden. Besitzt sehr schöne Reliquien in drei Monstranzen, einem Silberkreuze und einer Ebenholzkapsel eingeschlossen und in einem Fenster (Nische) in der Wand aufbewahrt, vor dem eine Lampe brennt, die die Schloßherrschaft zu unterhalten hat.

16. Pfarrkirche zur hl. Dreifaltigkeit in Apling. 5 Altäre: 1. Hochaltar, 2. Michael, steht im Wege und soll anderswohin versetzt werden, 3. rechts Nikolaus, 4. U. L. Frau, mit der Bruderschaft, 5. Apostel. Das Sakramentshäuschen war aus Siegelu. Das Beinhaus am Friedhof war nicht entsprechend, weshalb die Totengebeine dort aufzustapeln waren, wo sie das Grab der Herren von Vorderberg besand. Die Ungehener zu Füßen des gemalten hl. Christophorus sollen beseitigt werden. Pfarrvikar war Aurelius, Sohn des Anton Graubarth, Benefiziaten von Sonnenberg, aus Mietsburg in Tirol, 37 Jahre alt, studierte die Sorlay bei den Jesuiten in Hall. Kommunikanten sind 850. Er schließt mit dem Kooperator Ulrich Genu. Schullehrersohn von Brigen, in einem Thauer. Die Pfarrkinder baten die Kommissäre um einen beständigen Pfarrer, weshalb sie ihnen das Inkorporationsverhältnis zu Neustift erklären mußten.

17. Filialkirche St. Ulrich in Thal. Zwei Altäre. Auch hier wurde das Christusbild beanstandet.

18. Filialkirche Sankt Korbinian in Thal. Drei Altäre: 1. Korbinian, 2. Achatus, 3. Maria Magdalena. Die Schindel (tegulae lignae) sollen, damit nicht das Haus Gottes eine Werkstatt würde, außer der Kirche aufbewahrt werden. Monstra unter dem Christusbild wie vor.

19. St. Justina. Nur ein Altar, ein zweiter auf der Empore soll beseitigt werden.

(Schluß folgt.)

⁴⁾ „Siechenhaus“ genannt; lepra bedeutet zwar Ausschlag; nachdem aber diese Krankheit — in unserer Gegend im Mittelalter immerhin noch auftretend — „ausstarb“, dienten die aus ältester Zeit stammenden Leprosenhäuser als Siechenhäuser. Das Lienzer Leprosenhaus wurde 1807, unter der bairischen Regierung aufgehoben, sein Vermögen dem Schulschatz einverleibt. (Tinkhauser I 667)

⁵⁾ In diese Kapelle wurde 1665 das 1388 von den Obzern für die Schloßkapelle in Rabenstein (Wirgen) gestiftete Benefizium übertragen. Kaiser Josef II iperete die Kapelle in der Liebburg und stellte das Benefizium der Pfarrpfarnde Wirgen zurück. (Tinkhauser I, 621).

⁶⁾ Ein gotischer Flügelaltar aus der Schloßkapelle steht seit Sommer 1925 im Museum Agunt in Tirol.

nieder, nur das Hinterhäusl wurde gerettet; Mager hat das Feld verkauft, das Haus nicht mehr aufgebaut, wohl aber durch Aufbau seinen Kornkasten zum Wohnhaus ausgestaltet, auch wohl zu Futterhäusern umgewandelt. Dieses Los traf z. B. das Zacharajer Haus in Anras (das Ende des 18. Jahrhunderts als erstes Schulhaus gedient hatte und nun vom Schmenter als Futterhaus benützt wird — grausame Ironie des Schicksals!) und mehrere Häuser in Winkl, oder dem Verfall preisgegeben, z. B. das Tapperhäusl beim Porer in Nied, das U. Brigner-Haus unterhalb Lechners Futterhaus und das Grifterhaus unterm Steidler in Nied. Besonders stark sind die Veränderungen in Aich, hervorgerufen durch den Brand des Jahres 1884; mehrere Häuser wurden überhaupt nicht mehr aufgebaut, andere nicht mehr an der alten Stelle, so kommt es, daß heute das Untermairhaus oberhalb des Obermairanwesens steht.

B) Das Haus und seine Einrichtung.

Das typische Anraser Haus ist jenes in Ostpustertal häufig auftretende Haus, das unten ein e in e m Firtst Feuer- und Futterhaus, getrennt durch den allseits geschlossenen „Hof“, vereinigt („Einheitshaus“), im Untergeschoß gemauert, im obern aus Balkenwerk ein Blockhaus errichtet. Zwei Türen führen vom Freien in den Hof, von welchem nun bergwärts in die Stallungen, talwärts in die „Lade“, den Ausgang des Wohnhauses, gelangt. Zu beiden Seiten der Lade liegen Küche und Stube, darüber zwei — unbeheizbare — Kammern; den der Lade entsprechenden Raum im obern Stockwerk nennt man hieorts „Lenne“. Außen herum läuft — bei Häusern mit größerer Aufmauerung zur Erreichung horizontaler Lage schon im „Parterre“, sonst aber im Stockwerk — der Solder auf 2 oder 3 Seiten; der obere Solder, nur auf der Giebelseite, ist seitlich verschall, eine Tür führt vom Dachraum auf den oberen Solder, neben ihr sind die zwei Fenster der Dachkammern. In mehr als zwanzig Käuzen stehen noch offene Herde in Verwendung, mehr minder mächtige Aufmauerungen mit der eisernen Herdspalte in der Mitte und von hölzerner Rahmen eingefast. Nur selten noch sieht man den Kesseltäger, hier „Kahlseite“ genannt, eine drehbare Vorrichtung zum Aufhängen des Kessels über dem Feuer, man verwendet fast nur mehr für die Pfannen den eisernen „Herdpfannenknecht“ mit dem „Rößl“ und die „dreischinketen Nasen“ aus Eisen oder Glockenspeise, da in den meisten Häusern entweder im Stubenofen eingebaut oder in einer Ecke der Küche ein separater Sechskessel sich findet. In nur wenigen Herden (so beim Nieder Mesner, beim Karler und Badner zu Nied und in der Gebreite) ist der Backofen in den Herd eingebaut, wodurch dann notwendigerweise die Dimensionen des Herdes ins Großartige wachsen, so z. B. mißt der Herd im Nieder Mesner-Haus Länge 2.50, Breite 2, Höhe 0.90 Meter. Im Küchenboden können an der Schmalseite des Herdes, wo die mit einem „Blechstück“ verschlossene

Öffnung des Backofens angebracht ist, einige Bretter ausgehoben werden, so daß eine Vertiefung zugänglich wird, von welcher aus der Ofen bequem bedient werden kann. Die „Atemlöcher“ im Herdmauerwerk über dem Backofenloch geben dem Feuer im Ofen den nötigen Zug. Der Rauch des Herdfeuers entweicht durch den „Remacht“ in einer Ecke der Küche, mit dem „Remachtstück“ abschließbar, aber erst, nachdem er an der fingerdicken schwarzglänzenden Politur der Küchendecke mitgearbeitet hat; manchmal geht der Kamin aber auch von der Lade aus und dann zieht der Rauch durch die „Liede“ oberhalb der Küchenküre und durchräuchert das ange Gebälk des Hauses, das einfachste Mittel zur „Konservierung“ desselben. Die Stube beherbergt einen mächtigen gemauerten Hohlzylinderofen mit zwei Seiten an die Wand gerückt und von der Lade aus heizbar. Ein „Ofenschäffl“ zum Aufhängen nasser Kleidungsstücke geeignet, und eine Ofenbank umgibt ihn auf den andern beiden Seiten, die „Ofenleggen“ ermögliehen die wohlige Last über dem Ofen; die Höhlung unter ihm nennt man das Hundelock; eine verschließbare neue Öffnung im Heberboden über dem Ofen läßt die Wärme auch in die Kammer kommen, mit der Wärme aber auch all den „Toll“, die Stachel, die sich tagsüber in der wochenlang nicht gelüfteten Stube sammelt. Na die Küche stoßt der „Küchekeller“, der als „Speise“, Vorratskammer, dient, der „Strauchel“, der zum Aufbewahren von Kraut, Rüben, Kartoffeln u. ä. benützt wird, findet sich in dem Raum, die Aufmauerung entstandenen Raum (aber nur von außen zugänglich) oder in einem anderen abgelegenen Räume des Hauses.

Selbstverständlich paßt diese Bauweise nicht in ihren Einzelheiten überall auf kein einziges Haus in Anras, aber in ihren Elementen stellt sie den Typus des Anraser Hauses dar, nach welchem nicht nur viele ältere, sondern auch die meisten neueren Häuser (z. B. Aich und Niesen) erbaut sind. Daneben treten freilich auch — namentlich bei größeren Anwesen und dort, wo das Gelände die Erbauung des Einheitshauses nicht gestattete — die getrennten Feuer- und Futterbehaltungen, der „Baarhof“, auf, zum Teil mit mehreren gewölbten Räumen, wie namentlich in Anras selbst. Auch die Futterhäuser haben ihren Solder (manchmal sogar zwei wie die Wohnhäuser), die zum Teil offen, zum Teil mit Brettern verschallt sind und „Strohholder“ heißen, weil auf ihnen die ausgedroschenen „Strohshaben“ aufbewahrt werden.

Eine Eigenheit im Anraser Hause bildet der sog. Scharboch. Während das Dach sonst aus gespaltenen Lärchenschindeln besteht, läuft an allen Seiten jedes Dachflügels, auch an der Firtstseite ein Saum von geschnittenen Dachbrettern, Scharfleggen, dessen Breite verschieden ist und zwischen 50 cm. und der halben Dachbreite schwankt. Die Scharfleggen, die mittels der Scharnägel aufgenagelt sind, haben wohl den Zweck, dem Dache wenigstens in seinen Rändern mehr Sicherheit und festen Halt zu gewähren.

In den früher meist ungetäfelten und ungebetzten Kammern stehen die Betten; sie bestanden bis vor wenig Jahrzehnten aus Bettgestell, Strohsack, „2 Plätschen oder Bettlacher“, das untere ein rupfenes, das obere ein reißenes, dies oft auch mit Franzen besetzt, einem Postler und einem (Ueber-)Bette oder zwei Kogen, das sind kostene Decken, an der Unterseite mit rupfenem oder reißenen Besatz oder aus „Schnagen“ (Lodenstreifen) zusammengesetzt; daselbst stand auch die „hitzene Truhe mit Schloß und Bandt“, in welcher der Kleidervorrat, der meist nicht groß war, aufbewahrt wurde; ein 1797 verstorbenen Bauer in Kitzbühel hinterließ: „einen braunen Hochzeitrock, ein rotes Hemat (Zoppe), zwei Brusttücher, ein Leibl, zwei lechene Hosen samt Heber und Faschen“. Komplizierter war das Inventar der Agatha Jungmann, gestorben 1788 in Mtsch: „zwei zwilchene Kittel mit blauem Nieder, 3 rupfene Pfadten (offenbar „Schluderpfadten“, so nennt man die ärmellosen im Gegensatz zu den folgenden), 2 farbene Herbpfadten, 2 paar rote Strümpfe, ein grünes und ein schwarzes Hemat (Leibl?), 1 Fürtuch, 4 farbene Schalken, 1 schwarzer Hut, 5 Woller (Krägen?), ein Brustfedt und ein Schlieferstutzen.“

Jedes größere Haus war ein wahres Magazin von allen möglichen Werkzeugen für Landwirtschaft und Handwerke; da gab es Ruchel-, Baum- und Taghacken, dazu noch die Bretterklänge und den Terzel (zum Ausschauen von Rinnen); Furd-, Wall- und Umbrechhauen; Heu-, Stroh-, Dungel-, Reich- und „banritche“ Gabeln (die großen dreizinkigen Heizgabeln); Holz- und Erdestriche und Heugürtel, Zapfen, „Nublinger“ (Bohrer) und „Hubl“ (Hobel) usw., vom „Kindschaffl“ und Spülstogen bis zum Wullisch (Nautenwerk) Fangeisen eine Fülle notwendigen Hausrates. Zum Pflügen diente der Pflug (die großen, die mit 2-4 Paar Ochsen bespannt wurden, nennt man Egartypflüge), die „Wuisle“, der Rad- und Stangart; „Zietter“ heißt ein Teil der Egge, „Ochsenkappon“ und „Amplagen“ sind Bestandteile des Soches für Ochsen; „Bloll“-Räder nannte man breite unbeflagene Räder, die in moosigem Grund verwendet wurden. Axttangen, Nagatter, Kogagen u. ä. sind Teile des Wagens oder Schlittens, die dem Begriffe Drechsel („Deisel“) entsprechen. Wenn man so das Anraiser (oder überhaupt Östtiroler) Gehöft durchwandert und durchsucht, drängt sich einem immer wieder der Gedanke auf: Duzende und Hunderte von Dingen, die der Arbeit dienen, und wenige, schier keine für Körperpflege, Bequemlichkeit u. dgl. und gerade darin das Behagen der bedürftskosten Einfachheit.

C) Erwerbszweige.

Dem Getreidebau ist die Lage der Wecker sehr günstig: sanft geneigte Flächen, viel Sonne (Anras hat selbst am kürzesten Wintertag 6 Stunden Sonne!), wenig Wind; freilich leidet man oft unter Hagelschlägen; wenn Schloßen fallen, dann „schauert“ es, wenn aber nur Graupen kommen,

dann „tut's überellen“. (weiter drüben im Pustertal, z. B. in Terenten, sagen die Leute „abtslen“; es werden wohl beide Worte mit April verwandt sein?). Der letzte verheerende Hagelschlag ereignete sich am 24. Juli 1920. Dennoch wurde einst der Getreidebau bedeutend mehr und infolge der intensiveren Bewirtschaftung der Gründe auch mit größerem Erfolg betrieben als heute; die zum Teil ungeheuren Kornkästen — abseits der Häuser üblich gemauerte zweigeschossige Bauwerkchen mit Eisentüren und eisernen Läden vor den kleinen vergitterten Fenstern und stets mit Estrichboden, wenn nicht mit Gerölben ausgestattet — sind der beste Beweis dafür. Hier war die Kornfrucht wirklich „die Gottesgabe“, wie dem Iseltaler das Vieh einfachhin „das Gut“ ist. Auch die großen Harpsen — die Bartler-Harpse zu Goll mit sieben Törten ist die größte —, von denen manche dem Verfall preisgegeben werden, da man sie nicht mehr braucht, sprechen von den guten alten Zetten, in denen die mächtigen Korn- und Mehlgrants in ihren „Klestern“ (Abteilungen) wirklich Korn und Mehl enthielten und nicht wie in unseren armiselligen Zeiten allen möglichen Plunder.

Der Viehzucht kaum wegen Mangel an guten Alpen und Bergweiden weniger Bedeutung zugewiesen werden als sonst in Östtirol. Pferde werden nicht gezüchtet, „Maultiere gibt es keine, Esel vierfüßige — auch keine“, sagt Herr Josef v. Mager in einem Berichte von 1835, der wohl für Stafflers Topographie oder ein ähnliches Werk berechnet war. Schafe werden wohl gehalten, aber den Sommer über müssen sie auf fremde Alpen gebracht werden, nach Bülgraten und ins Iseltal, selbst auf der Steineralm, und im Gschlöß wurden sie schon überkommen. Das Galtvieh wird auf den hiesigen Alpen Königswiese, Seetalpe, Rieder-, Laitscheider-, Anraiser-, Nischer- und Zimalpe (zusammen 3300 Hektar) getrieben, für Melkholz fehlt aber jede Gelegenheit, dies ist vollständig auf die nicht zu reichliche Weide in der Nähe der Ortschaften angewiesen. Diesen Umstand zogen die Älten in Betracht und verlegten sich hauptsächlich auf die Ochsenmast. Herr v. Mager sagt im erwähnten Bericht, Kühe würden nur in so weit gehalten, als zur Hausnotdurft erforderlich seien, „dagegen sind Ochsen und Terzen des Gebürgsbewohners keine Stütze, an der er sich festhält und die ihm auch einen Notpfennig gegen niedrige Zeiten verschaffen muß.“ Zu Magrs Zeiten wurden Ochsen verschiedener Jahrgänge „im Landgericht Lienz, W. Mattreg, Kärnten, Steur, auch Pinzgau“ angekauft, später — das Ochsenmästen als Haupterwerbszweig verlor sich im ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts — kauften die meisten Anraiser entweder auf dem Allerheiligenmarkte zu Sillian (3. Nov.) oder auf dem Leonhardmarkt in Lienz (5. Nov.) die mächtig gefütterten Ochsen und Terzen ein, wenn sie nicht selbst nach Gmünd in Kärnten reisten, um dort ihre „Dechsen“ zu kaufen. Dabei nun wurde das Vieh mit dem sich zur Mast besonders eignenden

Heu, mit Korn und Leck gefüttert und mit vieler Liebe gepflegt, so daß aus den mageren Kärntner Ochsen bald fetteste Pusterer Mastochsen wurden; die fleißigsten unter den Anrasern, so der Bartler zu Coll, konnten die ersten Mastochsen oft schon am Nikolausmarkte zu Bruneck verkaufen. Die übrigen stellten die Ochsen, die in mehreren Partien gemästet wurden, zum Peters-, Oster-, Mai-, Sonnenwend- und Neumarkt (September) nach Bruneck, wo es an Käufern selten fehlte; manches kauften auch die Lienzer Metzger und schließlich gab es immer einige, welche ihre Ochsen, statt an Südtiroler Zwischenhändler zu verschachern, direkt ins „Wallische“ trieben; so fuhr der alte „Rieder Maar“ stets mit seinem Vieh über den Kreuzberg nach Venedig! Von den größeren Bauern, wie Schwenter, Trager, Mairjörger, die beiden Mairwieser usw., mästete jeder seine 6–8 Paar, der Bartler zu Coll mindestens 10 Paar, die Ochsen des letzteren waren weitem die „geachtelsten“. Was trug die Ochsenmast ein? Wenn der Bauer an einem Paar, das zu Leonhardi in Lienz gekauft ward, bis zum Brunecker Petersmarkt (20. und 21. Feber) hundert Gulden verdiente, war er wohl zufrieden; dabei „kalkulierte“ er freilich die Arbeit nicht ein!

Hier mögen die verschiedenen Bezeichnungen der Tiere in verschiedenen Lebensaltern ein Plätzchen finden. So nennt man z. B. die jüngsten Lämmer „Twiellkammer“; „Kilberle“ heißt das Schaf vor dem ersten Lamm; nach demselben ist's eine „Görze“; das männliche Schaf kann ein „Widder“ sein (wenn's Hörner hat) oder ein „Tulle“ (ohne Hörner, wenn es verschritten ist, dann heißt es „Straun“; die in den Urbarien gebräuchliche Bezeichnung „Kucheltrichling“ fällt wohl zusammen mit dem Begriff der „Küchenlämmer“, der auch unserer Zeit noch geläufig ist, wenn auch, wenigstens in Anras, diese Pflegemethode nicht mehr in Übung ist; Lämmer wurden nämlich, der Feuertier entrisßen, in der warmen Küche mit Milch künstlich großgezogen, wurden Spielzeug der Kinder, da sie mit ihnen so vertraut wurden, wie Hunde; ihr Leben währte aber nur Wochen, höchstens Monate, denn ihres – künstlich angezauberten

Fettgehaltes wegen wurden sie bald ein gesuchtes Gericht für den „Herrentisch“. Kinder sind erst „Saugkälber“; „Kalbele“ ist ein weibliches Kind, bevor es zum erstenmal trächtig oder „trontig“ wird; einige Wochen vor dem Kälbern fängt die Kuh an „Euter zu machen“, „zu englafen“ (Die alten Inventare nennen solche Küder „Glaskühle“); das männliche verschrittene Jungkub wird „Terzl“, seltener „Spinner“ genannt.

Die Bienenzucht wurde in Anras schon ziemlich früh betrieben; H. v. Magr schreibt in seinem Berichte (1835): „Zur Bienenzucht giebt es wohl mehrere Liebhaber, es will aber allhier nicht recht vorwärts damit und fehlt sehr an der Hönigtracht, so daß in manchen Jahren schon im Herbst die Stöcke statt sie zu zeideln des Hungers todt (!) sterben. Es werden die scharpsen Käste besonders

im Frühjahr daran Ursache sein. Wer einen Nutzen ziehen will, muß zum Schlachten, besonders wenn es viele Schwärme gibt, seine Züfucht nehmen. Man wird aber bei diesen Verfahren gegen diese nützlichen arbeitsamen Thierchen einer nerontischen Grausamkeit beschuldigt. Es kann aber geantwortet werden, daß man zum Nutzen der Menschen wohl auch Ochsen und Kühe schlachtet, und daß das Abschwohlen (d. h. mittels verbranntem Schwefel töten) eines Bienenstockes für seinen ein weit weniger grausamer Todt sei, als seinen dem verhungern auszusetzen.“

Die Waldungen, obwohl ausgedehnt, werfen nicht allzuvielen Ertrag ab, die forstseitigen sind zum Schutze der Kulturen und der Siedlungen größtenteils Bannwälder, schattseits macht das steile, felsige, zerrissene Kalkgebirge die Bringung des Holzes schwierig und kostspielig.

Jagd- und Fischerei sind heute ohne Bedeutung; erstere wird von der Gemeinde verpachtet (Der „Fürst“, d. i. die so. Mensa in Brizen besitzt Eigenjagd); die wenigen Rehe und Hasen und einige Gemsen sind das Ziel der Sehnsucht vieler Jagdfreunde. Die Fischerei in der Drau, im Kristeinbach, dem Anrafer- und Sichelsee, ist „fürstlich“ neben dem Besitze großer Waldungen auf der Schattenseite, der Pflegeralm im Niedertal und der Säge in Fontnell die einzige Erinnerung an die einstige fürstlich-briznerische Herrschaft. Die Entwicklung vom einstigen Wildreichtum zum Schaden des Bauern bis zur heutigen Märrigkeit vollzog sich, wie überall in den Alpenländern unter mancherlei Hader; Unverstand und Härte von oben, heimliche und offene Uebergriffe von unten gaben wohl Stoff, um zur Geschichte der Jagd in Osttirol manches Blatt zu beschreiben.

Der Bau der Südbahn durch das Pustertal 1870–72 brachte auch hier wie andersorts eine Umwälzung in's Wirtschaftsleben. Der Landwirtschaft wurden nicht wenige Arbeitskräfte entrisßen, indem sich viele erst beim Bahnbau, dann als Oberbauarbeiter bei der Bahnverwaltung anstellen ließen, Arbeitskräfte, die früher der Bebauung von Grund u. Boden zur Verfügung standen*); weitere Arbeitskräfte gingen den Bauern dadurch verloren, daß die Eisenbahn die Abwanderung von Lunde und die Zuzwanderung zur Stadt und ihren Fabriken erleichterte – stellenlich ein Beginnen, das nur zu sehr an den Eisenmushandel zwischen Esau und Jakob erinnert. Die Eisenbahnstation Mitterwald a. d. Drau liegt noch im Gebiete der Gemeinde Anras; das neue geräumige Stationsgebäude wurde 1903 dem Verkehr übergeben.

Bergwerke bestanden nur der Uebertieferung nach, urkundliche Hinweise fehlen vollständig.

* Als eingetragene Seitenhelt einer Flächenmaßbestimmung möchte ich „das geschmelbige Samstagmäh“ erwähnen, das im Inventar der Pflüge von 1618 genannt wird; Wiesen wurden nach „Mannmäh“ gemessen, der Mähder stellte an Freitagabend, ober beim Freitagabendlauten die Arbeit ein.

D) Brauchtum.

a) Das weltliche Brauchtum ist weit ärmer als das kirchliche, ein Umstand, der wohl mit der einstigen allen Mißbrauchsfähigen Gewohnheiten abholden geistlichen Regierung zusammenhängen dürfte. Das Kirchtagklopfen ist noch in Übung; am Samstag-Abend vor dem allgemeinen Kirchweihfeste im Oktober vollführen die Burschen mit ihren Peitschen einen teils taktmäßigen, mehr aber „taktlosen“ Lärm; einst taten sie dies außerhalb des Dorfes, auf dem „Litzsch“ oder im „Bladotisch“, nun fröhnen sie dieser etwas lauten Leidenschaft mitten im Dorfe zwischen den Häusern, ein Spiel, wie ein an sich unschuldiger alter Brauch zum Mißbrauch werden kann. Dem Brauche dürfte der Glaube unserer Vorfahren zugrunde liegen, daß durch Lärm machen die bösen Geister vertrieben werden, die man besonders zu Zeiten, wo man das Vieh auf die Weide zu treiben beginnt und wo es wieder von den Alpen zurückkehrt, vom Vieh ferne halten will; so wäre das „Kirchtagklopfen“ ein Gegenstück zum „Aperfojnagen“ und „Grasausläuten“, wie es anderorts im Frühjahr üblich ist. Dem „Eierturkischen“ zu Ostern obliegen hier nicht bloß Schulkinder, sondern auch ältere Burschen, ja selbst Erwachsene steht man in den Quartagen mit Eifer dieses Spiel treiben.

b) Heiligliche Gebräuche hängen besonders mit den kirchlichen Festzeiten und den kirchlichen Weihen zusammen. Am hl. Abend kommt der noch einem in Osttirol wohl allgemein üblichen Rezept bereite Blutalkohol auf den Tisch; Besuche während des Mittages; es sind auch hier nicht gerne gesehen; zur Hausräucherung an diesem, dem Neujahrs- und Dreikönigsabend verwenden die „Besseren“ wohl auch Weihrauch, a öfterenteils aber „Meisterwurzeln“, die nach dem Rorate am hl. Abend geweiht werden; vor der Mette werden dafür drei Rosenkränze gebetet. Das am Stefanslage geweihte Wasser und Salz wird in hohen Ehren gehalten, wie man früher auch das am Margarethenlag bei St. Anton geweihte Mariaeibenwasser sehr schätzte; mit dem Stefanswasser wird bei Gewittern, Todfällen, Viehkrankheiten, Alnaufrich eifrig „gehrennt“, das Salz gibt man dem Vieh, und zwar den neugeborenen Kälbern dem frischgekauften Vieh, ein „Schmupfer“ Salz mischt man unter das Lein Alnaufrich und dem kranken Vieh (am Dreikönigsabend wird weder Salz noch Wasser geweiht). Der Sylvestertag ist der Tag des häuerlichen Dankfestes. Das neue Jahr wird nachts um 12 Uhr mit der großen Glocke „eingeläutet“. Der Sebastianitag wird in Aich als großer Fasttag heute noch in den meisten Häusern gehalten, ein alles Verlösens aus einer Zeit, da die Pest Unras heimgesucht; an diesem Tage wird nichts genossen, was vom Tiere kommt, also weder Fleisch, noch Eier, Schmalz und Milch. In der Frühe gibt es Brennsuppe das „Brinach“ wird mit Salz abgeheimt mittags und abends wieder solche Suppe und Schlupfrapsen aus dem Kälb-

wasser heraus, oder Wassermus mit Zuckermasser und „Magg“! Noch strenger ist die „Königenfasten“: vom Sternenaufgang am 4. Jänner bis zur selben Stunde am Dreikönigsabend wurde überhaupt nichts gegessen, dieses Fasten war jedoch nie allgemein, wurde und wird mitunter auch heute noch nur infolge eines Privatgelübdes gehalten. Zu Lichtmeß hatte einstens, noch vor wenigen Jahrzehnten jedermann in der Kirche während des Amtes eine brennende Kerze in der Hand, auch pflegten an diesem Tage die Buben den Gitschen Kerzen zu fangen, was zu allerhand Mißbräuchen Anlaß gab und deshalb abgestellt wurde. Die Asche, die am Aschermittwoch geweiht wird, verendet man im Stall, auch wird sie den Toten in die Truhe gestreut. Als Palmbüschel werden fast nur die gewöhnlichen „Palmkähela“ mit etwas Kranewittstauden zur Weihe gebracht; man steckt dann daheim ein Zweiglein hinter das Kreuz im Herrgottwinkel und hängt den Busen am Dachboden auf, als Schutz gegen Wetter und Bliz; alle die sich vor dem Hochgewitter fürchten beileben sich durch Teilnahme an der ganzen Palmweihe vor Wettergeschäden sich sicherzustellen. Obwohl die kirchliche Weihe am Karfreitag dem Feuer und nicht dem Brennstoffe, dem Holz, gilt, werden doch die Schitter, die aus jedem Hause zur Feuerweihe getragen werden, als geweiht angesehen; man spaltet sie in Stäbe, die zur Stengesform gefügt, samt einem Zweiglein aus dem gewalkten Palmbüschel an den Ecken der Newer in den Boden gesetzt werden. Zur Weihe, Stäbchen und Brotweiche am Aschermittwoch braucht man jene Stäbe nicht zu bringen, welche die Frauen am Weichspitztag leeren, denn die sind ohnehin schon „geweiht“ (weiche-geweih) Das Oster- und Pfingsttag sind vornehmlich zur Beförderung der Felder. Kornspizeter Zusammenkunft sind die Zuckern, die am Mariastern am 1. Juli 1. Tag geweiht werden; sie besetzen aus Stroh (Schafgarbe), Wermut, Kalk und Schammesgras, Schöpfmatten (eine Malvenbl.), Himmelstrand, Himbeerlaub, allehand Gartenkräuter, auch Edelweiß und Kruten.

Mit den Kräutern wird beim Herannahen eines Gewitters „Rauch gemacht“, d. h. sie werden ins Feuer geworfen, das Feuer aber wird ausbleib gelötet, damit sich viel Rauch entwickle, durch den die Wetterhagen weichen werden sollen. Gegen die Hochgewitter sollen in weichen Häusern auch noch Zerkloßlöcklein verwendet werden. Heidentum und Christentum, wie nahe wohnen sie auch in unserer Zeit noch beisammen!

Von allen Gelübden haben sich bis in unsere Zeit noch der Kreuzgang und Nied am Florianstag (verlobt von der Fraktion Unras zur Abwendung von Bränden) und die früher erlöbte Sebastianifasten der Aicher erhalten; hingegen wird der St. Leonhardstag, den die Aicher wegen eines großen an diesem Tage entstandenen Schadens durch Wind laut altem Stiftungskalender zu feiern verlobt hatte, nicht mehr gefeiert. Von den früher verlobten Kreuzgängen (siehe Seite 135) sind die mei-

sten von Obrigkeitwegen abgebracht worden; dafür macht man jetzt an den Sommerfontagen „zwischen den Messen“ den Kreuzgang zum Antonkirch.

Daß unser Gebiet an den über Osttirol oder Tirol allgemein verbreiteten Sitten und Gebräuchen teilnimmt und sich das tägliche und jährliche Leben ungefähr abspielt wie sonst in den Alpendörfern, bedarf keiner weiteren Erwähnung. Wohl aber würde es am Platze, dem Charakterbilde des Bbkleins, aus dessen mehr als tausendjähriger Geschichte hier einiges zusammengetragen wurde, ein wenig nachzugehen. Indes ist die geistige Struktur längst nicht so einfach, wie geschulte Leute gern hätten und der Versuch, den Tiroler auf Formeln zu bringen, ist noch allemal mißraten. Es würde der analysierte Anraiser auch keine „wahre Abbildung“ ergeben.

Und so möge diese Geschichte eines alten Pflagerichtes und einer alten Pfarre einstweilen abgebrochen sein. Füg's Gott, daß der Schreiber, der die nächsten hundert Jahre anreißt, recht viel nützliche Schönes und Schicksalsfrohes zu berichten habe!

Quellenangabe.

III. Abschnitt.

- 56) Linkhauser, I. 586
- 56) Linkhauser, I. 586.
- 57) Linkhauser, I. 4ff; S. 143 und S. 175.
- 58) Pf. V. A. IX. 6 u. Schematismen.
- 59) Pf. V. A. IX. 6.
- 60) Sillian Pf. Arch. Cod. M. 22
- 61) Linkhauser I. 542, 592.
- 62) Erwerb in Pfarre Kellera. Pfarrverzeichnisse Pf. V. A. S. 26 p. 165.
- 63) Capron in Sillian. Pf. Archiv Cod. M. 7
- 64) Sillian IV. 89.
- 65) Wie 61; Reich, ex. h. h. m. a. S. 117.
- 66) Sillian Pf. Arch. Cod. M. 7; V. Ver. III. Nr. 2972 u. 73 Linkhauser I. 542 ff.
- 67) V. B. III Nr. 529; Pf. V. A. IX. 6.
- 68) Pf. V. A. VII. 1 u. Linkhauser I. 543.
- 69) Pf. V. A. III. 1 u. 2; V. B. III. Nr. 1658, 1726 u. 1727. Sillian IV. 85.
- 70) S. B. 28.068 fol. 14 v.
- 71) Sillian aus den Pf. Ver. Verzeichnisse in: Pf. V. A. IX. 6.
- 72) Pf. V. A. XIII. 55.
- 73) Diözesan-Archiv Brigen, Untas, Parochial l. wo alle Pfarrver. Instruktionenprotokolle zu finden sind.
- 74) Ebdort I. 22.
- 75) Pf. V. A. IX. 6
- 76) Kauf-, Erwerbungs- u. Sterbebuch III. Bb.
- 77) Pf. V. A. IX. 6. I. 19; Linkhauser I. 592.
- 78) Pf. V. A. IX. 6. Pfarrbücherei 511 a.
- 79) Linkhauser I. 546; Pf. V. A. XIII. 8 und 8; Nieder Kirchenrechnung (K. K.).
- 80) Pf. V. A. XIII. 6 u. 7.
- 81) Pf. V. A. IX. 13
- 82) Pf. V. A. IX. 14
- 83) Diöz. Archiv Untas I. 19.
- 84) Wiedemann, die Hofmark Juntschen II p. 67 u. 86.
- 85) Linkhauser I. 596.
- 86) Im Besitze des heutigen Kuraten. Pfarrver. Anton Reiter.
- 87) Pf. V. A. IX. 20.
- 88) Pf. V. A. IX. 54.
- 89) Pf. V. A. IV. 29.
- 90) Pf. V. A. IV. 88.
- 91) Pf. V. A. IV. 86.
- 92) Pf. V. A. VIII. 8
- 93) Pfarr. R. R. 1818.

- 94) Pf. V. A. I. 24.
- 95) Hrn. Erhebung Tirols 2809, p. 827.
- 96) Als Generalquelle nenne ich die Schematismen der Diözesen Brigen u. die Anraiser Matriken.
- 97) Pfarr. R. R. 1876; nach Mitteilung des Lebensprotokollates aus der Geschichte der tir. Kapuzinerprovinz I. p. 657.
- 98) Die Nachrichten über beide Kaliber verdanke ich H. P. Rektor Erfa S. J. in Innsbruck u. Pf. V. A. III. 47 ff.
- 99) Pfarrbücherei Untas, T. 187; u. Mitteilung des H. Pf. Eruber in Lagen.
- 100) Matriken d. Pfarre Weßgraten.
- 101) Traunbach Untas II. VIII. 1689.
- 102) Balhauscher Stammbaum.
- 103) Pf. V. A. IX. 6.
- 104) Mitteilung des Protokollates; Pf. V. A. III. 65.

IV. Abschnitt.

- 104) Wiedemann, Hofmark Juntschen I. 20.
- 105) Sillian III 551 u. Redlich, Trab. B. 280.
- 106) Neustifter Urbb. 46.
- 107) Matshofen, Genealogien, Ferdinandsaum 18.378. Brandis Ehrenkränz. II. Teil, p. 41; Arch. Ver. III Nr. 2677 (partim bis 2780. Pf. V. A. XIII. 18
- 108) Fojkmajer in Forsch. u. Mitt. z. Gesch. Tir., 1909, p. 219.
- 109) Neustifter Urbb. p. 128.
- 110) Pf. V. Sillian, Cod. M. 33, fol. 16 a
- 111) V. B. III Nr. 2534
- 112) Pf. V. Sillian, Cod. M. 32, fol. 16 a
- 113) S. V. Brigen, Oberes Archiv. Wiedemann, zur Entstehung des deutschtiroler Bauernlandes, p. 85 ff. Redlich, Trab. B. Nr. 117, 162.
- 114) Zanglacher, S. 2161, fol. 19. Wapron, im G. Pf. V., Cod. M. 7, fol. 2 u. 8.
- 115) S. V. Br., Oberes Archiv
- 116) V. B. III Nr. 2886.
- 117) S. V. Arch. Cod. M. 7, fol. 7
- 118) V. B. III Nr. 40
- 119) Verzeichnisse der k. k. h. h. h. Sammlungen des Kaiserhauses, V. B. III, Reg. 17.488.
- 120) S. V. III, Nr. 2168.
- 121) Pf. V. Sillian, Cod. M. Nr. 1.
- 122) Pf. V. IX. 67
- 123) Wapron, im Ferdinandsaum, Dip. 628, p. 160.
- 124) Prof. Garber, das Goller Heiligtumbuch in Jahrb. der k. k. h. h. h. Sammlungen des Kaiserhauses, Bd. 18, Heft 6, 1915, und Pf. V. A. III. 4.
- 125) Wapron in Acta Tirolensia III, I. Teil, p. 119 und 171 ff.
- 126) S. V. III, Nr. 2461.
- 127) S. V. III, Nr. 25.512; Eggli, Gesch. Tir. II 141.
- 128) Ebd. Pf. V. Cod. M. 1.
- 129) Pf. V. A. IX. 6.
- 130) Pf. V. IX. 6.
- 131) Gemeindearchiv Untas.
- 132) Fracht-Archiv Nisch; Pf. V. A. B. 7.
- 133) Wapron in Forsch. u. Mitt. z. Gesch. Tirols, 1914, p. 241 ff.
- 134) Pf. V. A. B. 38
- 135) Pf. V. A. VI. B. 3; u. B. 88.
- 136) Pf. V. A. B. 26; Tr. 6; Tr. 91; Tr. 15; Tr. 14; Tr. 12; Tr. 17.
- 137) S. V. Nr. 9.459.
- 138) S. V. Nr. 18.650.
- 139) Diöz. V. Br., Untas II, 5.
- 140) Kirch. Rechn. Untas 1689.
- 141) Kirch. Rechn. Untas 1684.
- 142) S. V. Nr. 9.620.
- 143) Pf. V. A. IX. 87.
- 144) S. V. Nr. 18.884.
- 145) Pf. V. A. B. 15
- 146) S. V. Nr. 9.270.

- 147) S. U. Br. 9.469.
 148) Zeitschrift „Heimat“ 1918–14, p. 177 u. 182, u. Vf. U. U. IX 86.
 149) Ger. Raff. Rattung v. 1770 in Vf. U. U. 42 a.
 150) Vf. U. U. IX. 6.
 151) Vf. U. U. I. 7.
 152) Vf. U. U. VI. 5.
 153) S. U. Br. 9875, 9876, 9405, 9647.
 154) S. U. Bl. 6588.
 155) „Heimat“ 1914–15, Heft 7.
 156) Ddjes. Archiv Brigen: Anras I. 15.
 157) Ddjes. Archiv Brigen: Anras, eccl. fol. 5.
 158) Vf. U. U. IX, 42a u. b.
 159) Gem. Arch. Anras.
 160) Vf. U. U. IX, 42 b.
 161) S. U. Br. 9.328.
 162) Vf. U. U. I. 14.
 163) Mappe „Kriegsjahre“ im Vf. U. U.
 164) Gem. Archiv Anras.
 165) Hochwasser-Verheerungen im Pustertal I. J. 1882.

Der letzte Einsiedler von Matrei i. O.

A. K.

Als solcher ist den älteren Leuten noch in Erinnerung der sogenannte harttöge Seppel, so benannt, weil sozusagen das ganze Gesicht in einen struppigen, unkultivierten Bart eingehüllt war. Dieser merkwürdige „Lebemann“ heißt nach den Matriken Josef Berger; Seine Eltern, Berger Johann und Hinteregger Maria, waren anfangs Wirtskente in Thaurern, später Pächter in Prossseg. Der Seppel ist geboren am 26. Juni 1802. Das Thaurernhaus war damals noch im Sommer und Winter bewohnt als letzter Ausgangspunkt über den Felber-Lauern; denn die Lauernwirte hatten die Aufgabe, den über den Lauern Reisenden behilflich zu sein – also ein St. Gotthard-Haus, wofür sie auch bis auf die letzte Zeit vom Lande eine Unterstützung bekamen.

Daß in tiefen Hochtälern Aufwachsende infolge Abgeschlossenheit von Menschen und der Eindrücke der kalten, harten Natur vielfach mehr schüchtern, wortkarg und melancholisch sind, kann man auch heute noch bemerken. Daraus dürfte es auch einigermaßen erklärlich sein, daß Seppel und die anderen Geschwister (wovon später die Rede ist) sich von Menschen abschlossen, am liebsten allein waren. Was der eigentliche Grund war, daß Seppel ein förmliches Einsiedlerleben führte, kann man nicht herausfinden. Das ist sicher, der Seppel war ein tollkühler Mann, der bis zu seinem Tode fleißig den Gottesdienst besuchte und auch die Sakramente empfing. (In der Pfarrkirche auf der rechten Empore war bis auf die jüngste Zeit ein ausnehmend schmutziger Fleck sichtbar, den der Seppel durch das Anlehnen an der Mauer als Beweis seiner unbeschreiblich schmutzigen Kleidung zurückließ.) Daß Seppel ein Sonderling war, ist nicht zu leugnen, aber ein verrückter Mensch war es nicht, was schon daraus hervorgeht, daß er in seiner Jugend in der Seinig Schulmeister war. Seppel war ein ausgesprochener Feind der Weiber, die er keines Blickes würdigte. „Wenn Weiberleute heiraten, schauen sie am dritten

Tage ein Drum in der her,“ pflegte er zu sagen. Diesbezüglich bekannte er einem Vertrauten ganz naiv: „Eine Weile hat der Teufel mir wilde nachgehakt, mit verschiedenen Bildern, er hat frisch mit ausgelegt, sodaß ich meinte, ich muß es verspielen; aber wie der Teufel gesehen hat, daß ich nicht nachgeb, hat er nachgegeben.“

Gelebt hat der Seppel wirklich wie ein Einsiedler ferne von den Menschen: zuerst im sogenannten Bschinig im Futterhaus, dann auf der Schattseite ober Blasiska (der Heimat der zwei geistlichen Brüder Fuetsch) im sogenannten Poloch-Loche in einer Höhle. Da ihm hier das durch die Felsen sickende Wasser die armselige Wohnung vollständig verfeuchte, übersiedelte er in das Lublasser-Taberl, in eine Höhle an der Prossseg-Klamm, wo jetzt das Matriker Elektrizitätswerk steht. Der Lublasser Bauer überließ dem Seppel die ganze Felswand am Taberl zu lebenslänglichem Gebrauche. Hier richtete er sich „häuslich“ ein, baute vor der Höhle eine kleine Baracke, rodete ein Erdäpfelacker aus, schlug in den Felsen Stufen zum Tauernbach zum Wasserholen und lebte glücklich und zufrieden. Mit einer halben Sesse wüchste er an der Felswand das spärliche Gras, welches er dann den Bauern verkaufte. Diese Geldeinnahme reichte für alle Bedürfnisse genügen, in erster Linie für den Kautabak, da Seppel ein sehr starker Eschikker war. Seine Kost muß höchst einfach und spärlich gewesen sein, da der Mann ganz zusammengeschwächt und ausgehangert war. Das Korn hat er gemöht und gestampft, nicht gemahlen, und dann mit einer Reiter gereitert. Dies Korn bekam er zu schenken, wie überhaupt die Leute mit ihm recht gut waren; an Sonntagen z. B. hatten ihn Nachbarn öfters auf Mittag eingeladen, wo er in einem Extrawinkel speiste, aber sehr mäßig, da er ordentliche Kost nicht vertragen konnte. Alkohol in irgend einer Form hat der Seppel nie getrunken. Gebettelt hat er auch nie, lieber wäre er verhungert.

Höchst originell und eigenartig war die Kleidung. Das patriarchalische, harttöge, von gewissen Tieren bewohnte Gesicht bedeckte und verdeckte ein hoher, grüner Filzhut, der vor Zeiten Schützenhut war und ihm einen Regenschirm ersetzte. Um den Hals trug er ein rotbraunes wollenes Tuch, das mit einem Halsring zusammengehalten wurde. Der graue Rock glich einem Zillertaler Janggerl. Klebige Stiefel waren seine ständige Fußbekleidung. Die Leibwäsche hatte, wie die Leute erzählen, keine „Giechnis“, packte aber mit der zottigen Brust gut zusammen. Trotz dieser merkwürdigen Kleidung und Lebensweise hatte der Seppel nichts zu leiden vom Nachschreien oder Gespätle ausgelassener Jungen, im Gegenteil, sein ernster Blick imponierte allen, sodaß er ruhig seine Wege gehen konnte. Jahrzehnte lebte so der Seppel in seinem Lublasser Taberl, bis er eines Tages spurlos verschwunden war. Das dürfte also geschehen sein. Wie bereits erwähnt, hatte der Seppel über den Felsen zum Bach Stufen ausgemetzelt zwecks Wasserholen. Bei einem solchen Gange um Wasser mag es nun geschehen sein,

daß der zusammengeschwächte 73jährige Mann ausschüpfte und sich nicht mehr halten konnte und in den Bach stürzte, der im Juni ja meistens schon hoch angeschwollen ist; es war im Juni 1875. In der Nähe arbeitende Leute wollen von der Felswand das Echo gehört haben: „Helst mir, helst mir!“ Bei der Proßegg-Rattenhauser-Brücke glaubte einer einen in die Höhe gehobenen Arm oder Fuß gesehen zu haben. Aber daß dieser Ertrunkene der Seppel sei, vermutete niemand; erst nach wenigen Tagen stellte es sich heraus, daß der Seppel nicht mehr da und nirgends zu erfragen sei.

Die Leiche wurde wohl in St. Johann i. W. geborgen bei den Ratner-Feldern, an der Stegenitzgen. Ein Matreier, der von der Lehre nach Hause kehrte, erblickte dort eine Menge Leute und auf seine Frage, was denn da sei, sagte man ihm, eine unkenntliche Leiche hätte man gefunden mit einem ausnehmend großen Bart. „Das ist gewiß der bartige Seppel“, erwiderte der Matreier, ohne eine Ahnung zu haben, daß dieser verunglückt war. Nach Hause gekommen, erfuhr er, daß der Seppel spurlos in Matrei verschwunden sei. So war also das Rätsel gelöst. Seppel hatte im ganzen 7 Geschwister; der Bruder Johann war auch längere Zeit Schullehrer in der Marktschule und zwar, wie ein Schüler von ihm behauptete, ein strenger, der mit dem Spanischen nicht sparte. Seine Schwester Maria Anna führte ihm beim Klampfer die Wirkschaft und versah zugleich die Arbeiten als Schuldienerin bis zu ihrem Tode im Jahre 1879. Nach Pensionierung des Johann versah er mit großer Wichtigkeit das Amt eines Schulholz-Entretreibers. Wehe dem, der sein Schulholz nicht lieferte; sofort stieg er ihm auf die Bude und trug das entsprechende Quantum fort. So wie Seppel war auch er, wenn auch mäßiger, ein Wetherfeind und ist, wie alle Geschwister, ledig geblieben.

Hiermit ist diese Familie, wovon die erste Erwähnung im Jahre 1672 immatrikuliert ist, ausgestorben.

Zwei Deferegger Dokumente aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts.

Von W. Wohler, Bozener i. A.

Man hat viel über den Deferegger Hausierer gelaßt, der sich hartnäckig weigerte, Waren zu verkaufen, bevor er an seinem Bestimmungsorte angekommen war; aber man versetze sich in die Lage eines solchen Mannes und seine Handlungsweise erscheint in einem anderen Lichte. Er wußte z. B., in Holland (den Niederlanden) können Decken und Teppiche vorteilhaft abgesetzt werden. Seine beschränkten Mittel und der noch beschränktere Kredit — wenn er solchen nach längerer Bekanntschaft erhielt — gestatteten ihm nur den Ankauf eines kleinen Vorrates. Sollte er diesen verschleudern und mit leeren Händen nach Holland kommen? Sicher litt er schwer unter dem Druck der Verhältnisse und dieser dauerte so lange, bis ein findiger Kopf auf den Gedanken des Zusammenschlusses kam. Wenn mehrere Hau-

sierer sich vereinigten, ihr verfügbares Geld in eine gemeinsame Kasse legten, so erlaubten die größeren Mittel umfangreicheren und günstigeren Einkauf. Wer dieser findige Kopf gewesen ist, und wann der erste Versuch gemacht wurde, wissen wir nicht. Dr. Alois Grimm, ein Hopfgartner, der als Holzindustrieller in Wien lebt, hat mir allerdings mitgeteilt, daß schon im 16. Jahrhundert eine Deferegger Handelsgesellschaft im Deutschen Reich gearbeitet habe; aber die Verantwortung für diese Angabe muß ich ihm überlassen. Leider hat sich allzu lange niemand um diese Angelegenheit gekümmert und die Aufzeichnungen gerieten in Verlust, welche seit dem Zerfalle der Gesellschaften infolge der Aufrichtung der stehenden Geschäfte (vgl. meinen Deferegger-Handel in den „Östirroler Heimatblättern“ 1925, S. 5 f.) gegenstandslos geworden waren. Umso dankbarer bin ich meinem Freunde Franz Ladstätter auf der Leiten, dem Schwiegersohne des alten Gorl's Christel (Christian Santner), dessen Vater eine solche Vereinigung ins Leben gerufen hatte, für die Ueberlassung einer Urkunde, die Pietät uns erhalten hat. Es ist ein Folioblatt aus starkem Papier und hat folgenden Wortlaut:

„Deferegger d. 24. September 1806.

haben wir Kumpanie gemacht. Erstlich Christian und mathies Latstötter ist ein ieder Kamerath. Bizenz und Felix Santner auch ein ieder Kamerath. Thomas Latstötter ist auch Kamerath, Peter Mähner ist 1/2 Kamerath und andreas Leitner ist 1/2 Kamerath und Seppel ist Knecht.

Christian und mathies Latstötter hat gelt geleist per 1634 f.

Bizenz Santner hat gelt gelegt per 425 f.

Felix Santner hat gelt gelegt per 40 f. 30

Thomas Latstötter hat gelt gelegt per 357 f. 22

Peter Mähner hat gelt gelegt per 212 f. 27

Fog dieser Kumpanie jannu gelt sein 2000 f. jage zwei Tauhsent gulden in alten Tiroler silber gelt nach alter wehrung als Kronenthaler 2 f. 24 kr. Preussische thaller 2 f. 64 kr. alles wie Wochen Fah. nittrwissig gewessen ist und solches wider heraus zu ziehen wie es hin eingelügt worden ist.

Das Kumpanie gelt ist alles Tiroler gelt auch das gelt einer den andern zu Verinteressen (hat) und wan einer soll krank werden so geth alles in die Kumpanie und man etwas soll gekaufft und wider Verkaufst worden auf den lautz so geth alles in die Kumpanie.

Christian Latstötter

mathies Latstötter

Bizenz Santner

Felix Santner

Thomas Latstötter

Peter Mähner

Andere Leitner.“

Das war sicher nicht die erste Deferegger Handelsgesellschaft, sondern nur die erste und bisher

einzige, für die uns ein sicherer Beleg erhalten ist. Die Tatsache des Zusammenschlusses mußte wie Befreiung von schwerem Alpdruck wirken und frohe Hoffnungen wecken. Man denke: 2649 fl. 21 kr.! Eine solche Summe hatten sich die kleinen Bauern in ihren kühnsten Träumen nicht vorzustellen gewagt. Und davon waren nicht weniger als 2000 fl. in altem Tiroler Silbergeld, das überall gerne angenommen wurde. Mit dem konnte man ja in Nördlingen ganze Berge von Waren einkaufen. Zweifellos sind die Kameraden schon beim Zusammenschluß darüber einig geworden, welcher von ihnen den Einkauf im Namen der Kompagnie besorgen werde; denn jetzt wird nicht mehr der einzelne Waren erwerben, sondern nur die Kompagnie. Der wird neben günstigen Preisen ein Kredit eingeräumt werden, den jener nie bekommen hätte. Kurz: die Kameraden sahen in ihrer Freude den Himmel voller Bakgeigen. Dazu kam, daß die Interessen aller Teilhaber durch den Vertrag voll und ganz gewahrt waren. Bei der Abrechnung nach Jahresfrist hatte jeder die ortsüblichen Zinsen für seine Kapitaleinlage zu erwarten. Der Gedanke, daß das Unternehmen ein gewagtes sei, konnte bei der Geschäftstüchtigkeit und Geschäftsfreude aller Teilnehmer gar nicht aufkommen; im Gegenteil, jeder hielt seine Einzahlung für die sicherste und einträglichste Kapitalanlage.

Eine Fälligkeit des Vertrages kennzeichnet nicht nur den Willkürstimm der Deferegger, sondern also sogar die soziale Entwicklung im 19. Jahrhundert und gibt sich vor die Bestimmung: „und man, einer Zeit kranklich werden, so geht alles in die Kompagnie.“ Was die Sozialhistoriker den kühnen Partisanen nach langen, heißen Kämpfen abzwangen, das gewannen die Kameraden infolge freien Verkehrs mit dem schon im 1808. Es schien dem Deferegger, selbstverständlich, daß die Kompagnie die Heilungskraft für denjenigen Tag, der in ihrem Dienste erkrankt war. Diese Pflicht mag nicht allzu drückend gewesen sein: denn eine Seite war der Deferegger bei seiner Krankheitsanfälligkeit und Abhärtung Krankheitserkrankung ausgeführt, andererseits fiel es ihm auch nicht im Traum ein, wegen einer Kleinigkeit sich das Recht zu legen und den Arzt zu Rate zu gehen. Das war ihm bei seiner Geschäftsfreude die Zeit dazu zu kostbar. Aber immerhin war die Versicherung für alle Fälle wertvoll. Ob nicht frühere Gesellschaften dieselbe Einrichtung kannten, wissen wir nicht.

Bei der Jahresrechnung, die immer in der geschäftstoten Zeit in der Heimat stattfand, wurden aus dem Gesamtertrage der Geschäftszeit die Zinsen für die eingezahlten Kapitalien, der Lohn für den Knecht Seppi, allenfallsige Krankheitskosten sowie alle anderen Auslagen abgezogen. (Manche Gesellschaften, später wohl alle, bewilligten den Kameraden, die länger in Geschäften in der Fremde weilten, als die anderen, ein Taggeld. Es war geringfügig, bildete aber doch eine willkommenene An-

erkennung für den Geschäftseifer und der Deferegger war gewohnt, mit Kreuzern zu rechnen.) Daraus ergab sich der Reingewinn, der in Viertel geteilt wurde. Davon bekamen die 5 ganzen Kameraden je 4 Viertel, der $\frac{3}{4}$ Kamerad 3 Viertel, der halbe Kamerad 2 Viertel, im ganzen wurden also 25 Viertel gebildet. (Manche Gesellschaften hatten auch Achtel-Kameraden. In diesem Falle wurde der Reingewinn in Achtel geteilt.) Nehmen wir an, der Reingewinn hätte 5000 fl. betragen. Diese durch 25 geteilt, ergab 200 fl. für ein Viertel. Die Brüder Ladstätter bekamen als ganze Kameraden 8 Viertel = 1600 fl., ebensoviel die Brüder Santner, Thomas Ladstätter als ganzer Kamerad 800 fl., Peter Mehner als $\frac{3}{4}$ Kamerad 600 fl. und Andre Leitner als halber Kamerad 400 fl.

Die Kameradenschaft hing nicht nur von dem eingezahlten Kapital, sondern auch von der Geschäftstüchtigkeit ab; Andre Leitner war halber Kamerad, obwohl er keine Einlage geleistet, Felix Santner war ganzer Kamerad, trotzdem er nur 40 fl. 30 kr. beigelegt hatte.

Die Gesellschaft beruht auf freiem Uebereinkommen, daher konnte jeder Teilnehmer sein Geld wieder herausnehmen, „wie es es ihm eingelöst“ hat, d. h. den gleichen Betrag in gleicher Währung. Das mag in der Blütezeit der Gesellschaften selten vorgekommen sein; im Gegenteil, viele Kameraden ließen ihre Meistmantel oder wenigstens Teile derselben in der Gesellschaftskasse und stärkten dadurch das Betriebskapital. Erst als mit der Eröffnung jehender Geschäfte die Lebensverhältnisse des Hausierhandels langsam erfelate der Verfall der Gesellschaften.

Der größten Bewegungsfreiheit infolge des gesellschaftlichen Zusammenschlusses dankte der Hausierhandel einen ungeahnten Aufschwung. Deferegger waren fast in allen Ländern Europas an der Arbeit. Sie wunderten sogar nach Moskau, wozu sie 3 Wochen brauchten, und nach Petersburg. Wohl schleppte der Hausierer auch immer den schweren Kasten mit dem Rüstzeug, aber der Karg nicht mehr seiner ganzen Proviant sondern ein Fuhrmann beförderte die Waren von Station zu Station. Besorg war kein Grund mehr, mit den Waren zu sparen, sondern der Hausierer benützte jede Gelegenheit solche an Mann zu bringen und dadurch wenigstens die täglichen Auslagen wieder hereinzubringen.

Da der Handel nicht nur an räumlicher Ausdehnung, sondern auch an Umfang des Absatzes zunahm, so ergab es sich von selbst, daß diese einfachen, bäuerlichen Leute, welche aber offene Augen hatten, die modernen Verkehrseinrichtungen kennen und nutzen lernten. Mein Freund Christian Ladstätter, Geschäftsreisender der Deferegger Firma Gebrüder Ladstätter in Wien, besitz einen sehr interessanten Brief, den er mir gütigst zur Benützung überlassen hat, wofür ich ihm an dieser Stelle herzlich danke. Es ist ein Quartblatt aus seinem, aber sehr haltbaren Papier und hat folgenden Wortlaut:

S. Petersburg ten 23 Dezember 1822.

Beliebtester Freund, Kilian Stöckel,

Hier übersende ich Euch, die oben, Primme we-
rel, von 4000 Rubel (in), welchen, sie uns in das
Beste Besorgen werden, und schreiben sie uns mit
erster Post, nach Mungau (Moskau), an Herrn
Läfer Bierling, an meinen Namen, da mit
(wir) wieson daß, sie die oben Primme, wezel Rich-
tig erhalten, haben, ich hofe, sie werden sie gueth
Verkaufen und die summa, an Herrn Johan Schö-
bel auf Nördlingen (zu) Ober Schicken, mit den
fuertman auf Nördlingen, übriggß, lasen sie den
wezel ganz auß laufen da mit inler nicht Ver-
lieren, dar an, Heunt doto schreibe ich an Herrn
Johan Schöbel auf Nördlingen (und) daß er den
wezel von Euch zu höben hat ich wun(s)che gueten
empfang (mit) Hochachtung Wol

Anselmus Leitner und Rupert Ladstätter.

Die Form des Briefes: Stil, Rechtschreibung,
Interpunktion lassen alles zu wünschen übrig; aber
wer wollte sich daran stoßen? Der Schreiber kam
aus der Deferegger Schule im Anfang des 19.
Jahrhunderts. Umso berechtigter ist unser Staunen
über den Mut dieser Leute, die mit solch geringer
Bildung sich in ein fernes Land wagten, dessen
Sprache sie sich erst allmählich in demselben not-
dürftig aneigneten. Nur außergewöhnliche Geschäft-
tlichkeit und nie erlahmender Eifer konnte über
solche Schwierigkeiten hinweghelfen. Diese Eigen-
schaften leuchten auch aus dem Briefe hervor. Anselm
Leitner — der dürfte der Schreiber sein — bittet
seiner Geschäftsfreund Kilian Stöckel um Bestäti-
gung des Empfanges der beiden Wechsel mit der
nächsten Post und fügt zu diesem Zwecke seine
Adresse in Moskau bei; denn die beiden Kameraden
sind unmittlbar vor der Abreise von Peters-
burg nach Moskau. Anselm bittet weiter seinen Ge-
schäftsfreund, die Wechsel zu verkaufen, aber erst,
nachdem sie abgelaufen, damit nicht aus dem vor-
zeitigen Verkaufe ein Verlust erwachse. Die gelöste
Summe soll durch den Fuhrmann an Johann Schö-
bel in Nördlingen geschickt werden, von dem sie
die Waren bezogen haben. Gleichzeitig (Heunth) ver-
ständigt Leitner den Fabrikanten, daß er von Stöckel
die beiden Wechsel bzw. die gelöste Summe zu be-
heben hat. Umsicht und Vorsicht wie die Gewissen-
haftigkeit, mit der eingegangene Verpflichtungen er-
füllt werden, kennzeichnen die geborenen Kaufleute.
Diesen Eigenschaften entsprach auch der Erfolg.
Wenn wir annehmen, daß, wie es gewöhnlich ge-
schah, die Kameraden Ende August oder anfangs
September die Heimat verließen und am 23. Dezem-
ber schon 4000 Rubel versenden konnten, so muß
das Geschäft flott gegangen sein, sie müssen sich
aber auch rühlig erwohlen haben.

Tracht und Mode im hinterbergl.

Von Ignaz Ingruber.

Ich kann mich noch recht gut erinnern, als Kind
in meiner Heimatskirche einige alte Weiblein ge-
sehen zu haben, die als Kopfbedeckung eine eng-
hohe Pelzhaube von schwarzer Farbe und einen
mindestens meterlangen Fuchsbalgkleefer (Muff)
trugen, während wieder andere mit dem wahrschein-
lich mehr kleidsamen als bequemen Schnürmieder
mit rotem oder grünem Brusttuch und weißem
Kopfspitzgeschalk (eine Art Oberhemd) Staat machten.
Der Kittel (Rock) war meist aus braunem Loden,
aber von seltener Dicke und Steifheit. Das Fürt-
tuch (Schürze) aus reißtenem und gewöhnlich knall-
rot gefärbtem Leinen und bunten, vorne geknüpften
Seidenbändern; dazu weiße Kugelstrümpfe und nie-
dere Schnallenschuhe.

Die allgemein übliche Frauentracht war aber vor
ungefähr fünfzig Jahren schon ganz anders: Der
spitzige Lienzertut, dessen hoher Gupf ungefähr ein
Viertel der Körperlänge der ihn tragenden Person
ausmachte, war mit einer daumendicken, schwarzen
Seidenschnur, mit schweren Quasten aus gleichen
oder Gold- und Silberfäden, einmal oder öfters um-
wunden; auch sogenannte Schnüllschnüre aus Pflanz-
stoff wurden abwechselungsweise als Hutauspuk be-
nützt. Die Unterseite der Hutkrenpe war stets mit
schwarzem Klotz und hübschen Strickereien gefüttert.

Der Tschöep, zumeist aus dunkelfärbigen Fa-
brikstoffe hergestellt, mußte, mit Ausnahme der
Aermel, prall an Taille und Oberkörper anliegen
und mit dem gefüllten, bunten Seidenhalstuche
knapp unter dem Kinn abschließen. Der vorne enge,
mit einem Rückschurz versehene und allmählich weiter
werdende Aermel, mußte an der Schulter bezw.
am Oberarme an die Hundst. von feinen Fält-
chen aufweisen. Allfällige Nataranäng. mußten
mittels Bergwattierung „richtiggestellt“ werden. In-
gehalten wurde das Ganze durch Hasteln. Vorne
unten mußte der Tschöep eine spize Schneppe haben.
Lange nicht jede Näherin vermochte einen mode-
gerechten und gut sitzenden Tschöep herzustellen.

Der Kittel war stets von gutem Hausloden, ba-
her auch schwer und unhandsam, düster und quell-
färbig: grau, schwarz, hell- und dunkelgrün, wein-
oder blauer, braun, weilschen- oder montagsblau ge-
färbt und häufig einfach kariert. Drei oder auch
vier Lodenbreiten wurden dazu verwendet und rund
um die Hüfte unzählige Falten angebracht. Der
Kittel mußte bis auf die Schuhe reichen und wurde
oft mehrsch. herausgeschlagen. An der unteren In-
nenseite war stets ein spannenbreiter färbiger Grad-
beiz angebracht. Nur der Brautkittel sollte vor
seinem Tuche und brauner oder schwarzer Farbe
sein.

Das Fürttuch war zumeist aus Kattun, Klotz,
Barchent, Taffet oder Seide, schillerte in den man-
nigfaltigsten Farben, war zuerst breit, dann schmal
und später wieder breit. Die langen und breiten
Bänder konnten vom selben Stoffe und derselben

Farbe fein wie das Füllruch, oder auch anders und wurden bald vorne, bald rückwärts weitmächtig zugebunden. Bei Prozessionen und Hochzeiten hatte die Schürze der Jungfrauen von weißer Leinwand mit andersfärbigen Bändern zu sein. Sene der Braut am Hochzeitstage aber nicht, weil für diese nur das Beste und Beste gut genug sein konnte. Aus Kunstblumen war der Brautkranz und nur selten einmal aus Rosmarin und Naturblümchen.

Die Strümpfe hatten an hohen Festtagen weiß und sonst blau zu sein; die Schuhe waren teils tief ausgeschnitten, teils waren es hohe Schnür-, sogenannte Hafeleschuhe.

So heilöufig schaute anno dazumal die Frauentracht im Stenzer Hinterbergl aus. Seitdem hat sich auch da so manches geändert. Der Hutguss wurde allmählich niedriger und auch anders geformt. Heute ist an Stelle des Spitzhutes, den man nur ganz vereinzelt mehr zu sehen bekommt, der niedere, haarige Bänderhut getreten, vielfach auch die wolken- oder seidene Krupfschärpe. Der Tschöpp hat einen andern Zuschnitt bekommen, sieht daher in seine Vielfältigkeit oft einer Jacke oder Bluse eitel ähnlicher. Das schöne Seidenhalstuch mußte einem Kaufjoker oder weißen Spitzenkragen weichen. Anstatt des ehwürdigen Lederkittels trägt die Schöne jetzt einen solchen aus leichter Fabriksware und die Schärpe haben jetzt gute Klänge mit Cammischeln bekommen. Geblieben ist eigentlich nichts mehr als die richtige Kleidgröße nach unten und oben in die weisliche Mäßigkeit. Denn heute wie ehemals sehe ich noch unachtsam junge Mädchen an, welche auch ohne Fragen, vor dem Spiegel die Kleider richtend und sich von allen Seiten herumsehend, ihre Umgebung fragen: „Wie bin i denn hüpe heut?“

Schade, daß sich die alte Schürzentracht einzig nur bei den Frauenträgerinnen in St. Johann i. N. noch unverändert erhalten hat, aber sie scheint wieder bei den Schützenmarktetendechinen neu aufzuleben, allerdings ziemlich verfeinert und mit allerlei Zutaten.

Mein weitestes Zurückdenken zeigt mir noch Männer, die ebenfalls spitze Hüte mit ähnlichem Aufputz wie die Frauen trugen, nur durfte bei ihnen der obligate Rosmarin- und Nelkenstrauch recht ein paar Wild- oder Hahnenfedern niemals fehlen. Ein langer brauner Lederroch ohne Kragen und Anschläge, ein bunt- und goldgeblühtes Seidenhalstuch mit Franzen, einen Zipfel davon über den Rücken hängend und vorne mit einem Silber-

ringe zusammengehalten, ein seidengeblühtes Samtkleib, über dasselbe die breiten Hofenträger, einen silberbenagelten Ledergurt, die Fajche, kurze Lederhosen mit Schneiderstrümpfen und Nagelschuhen, dazu ein grobleinenes Hemd und der Mann war fertig.

Stück um Stück fiel schon frühzeitig diese Tracht und machte einer anderen Platz, die vielleicht praktischer, aber kaum haltbarer und hübscher, wohl aber kostspieliger war.

Der wurde niedere Hut mit breiter, an der Unterseite behaarter Krämpf, was man seinen Wollfilz und was ebenfalls mit dicken, bequasteten Seidenschwüren, zweimal über dem Hutlande umwunden, sowie mit Busch und Federn geschmückt. Ausnahmsweise kurz war der Festtagsjanker, so daß man sogar auf der Rückseite die ganze, hübsch mit Federn kleiden ausgefüllte Fajche zu sehen vermochte. Dieser Janker war meist aus feinem Kauftruche, braun- oder schwarzfärbig. Das kunstfärbige Seidenhalstuch mit Goldblumen, wurde zusammengefallen unter dem weißen Hemdkragen getragen und ebenfalls vorne mit einem Silberring verknötet. Zuweilen wurde auch in der Mitte des Tuches ein herzförmiger Sauf gemacht und hinten zugeknöpft. Die Mäse war wiederum aus seidengeblühtem Samtkleib. Vom Hofenträger war nichts zu sehen. Die Hose war lang und meistens unten etwas aufgerollt, um auch den andersfärbigen Besatz zur Schau zu tragen. Der Stoff derselben bestand aus grauem oder gestricheltem Loden und nur an hohen Feiertagen aus schwarzem Tuche. Die schön gewasterten Strümpfe waren weiß oder blau, je nachdem. Auch hatte man schon eigene Feiertagschuhe. Der graue, mit grünem Tuche paspulterte und nett ausgesteppte Lederroch, wurde an minderen Feiertagen und Sonntagen getragen.

Auch diese Sonertracht ist zum größten Teile wieder verschwunden und nur mehr auf Bällen, Maskeraden und in Museen zu sehen. An ihre Stelle ist ein buntes Untereinander gekommen, bei dem von einer Einheitlichkeit nicht mehr zu reden ist. Das kam wahrscheinlich daher, weil die in die Fremde gehenden Mannsbilder allerlei Moden nach Hause brachten, die dann sehr eifrig nachgeäfft wurden. Heute kehrt man schon wieder mehr zum Alten zurück, wie die neu entstandenen Schützentrachten beweisen, wenn sie auch selten historisch sind.

Wohl hat sie nicht die Leut gemacht,
Doch stand sie stramm - die alte Tracht!



Wiener Nachrichten

Wien — Osttirol

Kinder- und Familien-Gruppen

Die „Wiener Nachrichten“ sind das verbreitetste Blatt Osttirols, darum das einzig erfolgreiche Anzeigenorgan des Bezirkes. Die „Wiener Nachrichten“ sind das einzige Lokalblatt der Stadt Wien. Sie werden in jedem Haus gelesen. Die „Wiener Nachrichten“ erscheinen wöchentlich mit dem Amtsblatt des Bezirkes Wien.



Brautbilder Vergrößerungen

in moderner Ausführung zu möglichen Preisen empfiehlt die fotogr. Anstalt

Dina Mariner

vormalig Unterrainer

Wien, Osttirol, Gartengasse 4.

Lesen Sie die „Wiener Nachrichten“!
Inserieren Sie in den „Wiener Nachrichten“!

Firma Alois Bichler, Wien

(Bildhauer und geprüfter Steinmetzmeister)



empfehlen ihr Lager in

Grabmonumenten,
Gedenksteinen,
Grabplatten und
Einfassungen

zu niedrigen Preisen.

Wandverkleidungen
Möbelplatten
Waschtischauflage etc.

in jeder Gesteinsart und Menge.

- Sämtliche Renovierungen prompt und billig!